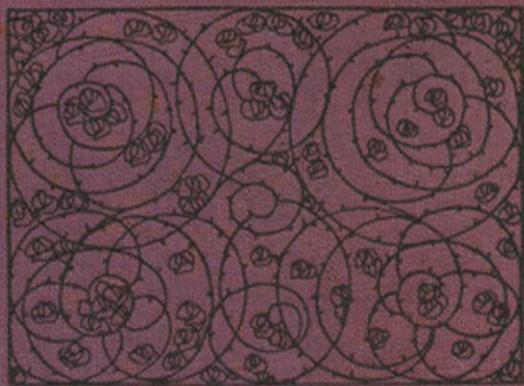




Paul Maria Lacroma

Bagatellen



THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Bagatellen.

Im Verlage von C. Pierson in Dresden sind von Paul Maria Sacroma ferner erschienen:

Dofa von Drontheim. Eine wundersame Geschichte mit dem Bildnis der Verfasserin und ihrer Biographie aus der Feder von C. von Dinslage. Vierte Auflage. Mf. .—, geb. Mf. .—.

Die Modelltini. Roman. Zweite Auflage. Mf. .—, geb. Mf. .—.

Formosa. Roman. Zweite Auflage. Mf. .—, geb. Mf. .—.

Kleeblätter. Novellensammlung. Zweite Auflage. Enthaltend: Erster Band: I. Auf Räuberkommando. II. Rote Strümpfe. III. Meeresgaben. Zweiter Band: I. Am Meere. II. Traditor. III. Das Choleragespenst. IV. Lagunenromantik. Jeder Band broschiert Mf. .—, geb. Mf. .—.

Noli me tangere! Roman in vier Büchern. Broschiert Mf. .—, geb. Mf. .—.

Bagatellen.

Skizzen und Studien

von

Paul Maria Sacroma.

In Chicago prämiirt.

Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage.



Dresden

E. Pierson's Verlag

(R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)

1905.

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Der berühmten Grille
Gräfin Profeſch-Oſten
(Friederike Gohmann)

in Freundschaft und Bewunderung ihrer Kunstgröße
gewidmet.

Inhalt.

	Seite.
I. Das Adria-Juwel: Grado	1
II. Im alten Forum Julii	15
III. Adriatische Berliner und ihre Heimstätte	45
IV. Frauenmacht	61
V. Die prähistorischen Funde Santa Lucia's	69
VI. Aus den Euganei'schen Bergen	83
Schloß Cattajo	85
Am Grabe Petrarca's	104
Das unheimliche Klosterbad	119
VII. Predil und Pontebba	131
VIII. Ein Abenteuer mit einem Totenkopf	155
IX. Die Königsgruft der exilierten Bourbonen	163
X. Seemanns-Überglaupe	181
XI. Aus der Vogelperspektive	191

I.

Das Adria-Juwel Grado.



Kleopatra siegte. Sie hatte den von Liebesflammen durchglühten Marc Antonius in Festesherrlichkeiten übertrumpft. Allein die schöne Königin opferte bekanntlich die kostbare, birnenförmige Perle aus dem Diademe der Ptolemäer. Aber der Wettstreit war gewonnen.

Wollte man bezüglich der nun höchst beliebten Seebäder den größten Trumpf ausspielen, so braucht man bloß das Adriajuwel Grado, im Golf von Triest, auf den Plan zu bringen, um ebenso wie Kleopatra unfehlbar zu triumphieren.

Ein jedes der vielen Bäder unserer heimischen Salzfluten hat seine Vorzüge. Doch der Strand Grados ist nicht allein ringsum einzig in seiner Sonderpracht, vielmehr auch dem Mittelmeer entlang — hüben und drüben, in den griechischen und italienischen Gewässern — vergebens wieder zu finden.

Wie ein molliger türkischer Teppich breitet sich die herrliche plage in weichen Sandgründen kilometerweit ins freie Meer hinaus. Die Senkung des Bodens ist eine so allmähliche, daß keinerlei Gefahr zu befürchten. Meisterschwimmer können aber trotzdem jenseits des alten Römerdammes in weiter Ferne lustig dahin sich

tummeln. Auch ebenso sicher wie in des Strandes unmittelbarer Nähe, da der müde Fuß nach kleineren, tieferen Mulden immer wieder einen Ruhepunkt im Sandgewühl der seichten Gewässer findet.

Kristallklar blinkt der von gelblichen und purpurnen Seesternen, von walzenförmigen Gurken und anderen *Holothurien*, von schimmerndem Muschelwerk und scheuen Krabben besäte Meeresgrund durch das Wellenspiel der See empor, so daß man wie in Abrahams Schoß in den Weiten der *Adria* ungefährdet des Lebens sich freuen kann. Gänzlich sogar! Denn der Schrecken der Meere, der gräßliche Hai, kann nimmer in das unermessliche Sandgebiet eindringen. Der Kolosß, der nur in der Tiefe der See sich bewegen kann, würde sich hierin wie eine entgleiste Lokomotive verrennen und müßte schließlich als Selbstmörder enden.

Grado braucht daher keines festen Netzes Eisengefüge, um sich vor den Raubtieren der See zu schützen. Es beschirmt sich selbst, durch den natürlichen Wall seiner Sandmassen.

Das Gefühl der Sicherheit raunt die schmeichelnde Welle jedem zu. Groß und Klein stürzt sich frohgemut in die See. Selbst die winzigsten Kinder „patschen“ wonnesam hinein. Und die furchtsamste nervöse Dame fühlt sich durch die Gewißheit, daß sie im Meere stehen kann, so sicher, daß sie gefeit sich dünkt von allen Übeln, wie die in Lindwurmblut getauchten Helden der grauen Sage.

Grados Herrlichstes des Herrlichsten ist aber schon das entzückende Gesteade. Ein Strand, den man stunden-

weit beschreiten kann. Ein Meer weichen Sandes, das der See entlang im goldigen Sonnenschein blühet und funkelt und zum toll'en Übermut im wälzenden, wühlenden scharrenden Spiel unwiderstehlich einladet.

Zelt an Zelt drängt sich in vier stattlichen Reihen dem unvergleichlich-schönen Ufer entlang. Ein Menschen-gewühl sondergleichen, das von Jahr zu Jahr riesig anwächst, entwickelt sich da alltäglich und stündlich die ganze Saison hindurch.

Der Sand ist das Eldorado von Grado, das einen vierfachen Kurgebrauch bietet: Das Luftbad beim Dünen-spaziergang im leichten Schwimmanzug, durch das des freien Äthers Wohlthat in jede Pore eindringt. Die würzigen Seebäder, deren wissenschaftlich geprüfter Jodgehalt unübertrefflich. Das nervenberuhigende Sonnenbad unterm azurblauen Himmel des tropenähnlichen Südens. Endlich das wonnige Eingraben im warmen, wundertätigen Sand, aus dem die Menschen gestählt, widerstandsfähig, ja verjüngt an Leib und Seele aufstehen.

Zu den großen, hygienischen Vorzügen, die Grado bietet, gesellt sich die malerische Umgebung und die interessante historische Vergangenheit des Eilands.

Kein Seebad der Welt kann sich einer schöneren Aussicht rühmen!

Das Festland mit seinem selbst in so großer Entfernung wirkenden Baumschmuck, seinen Städten, Dörfern, Burgen, Kirchen und Kapellen auf Berges- und Hügelhöhen, begrenzt den nordöstlichen, südöstlichen, ja teil-

weise auch den westlichen Horizont, den sämtlich gar trogige Riesen abschließen.

Es sind die fernen Alpen, die das Adria-Juwel im weiten Halbkreis diademartig krönen. Seitens der istrischen Küste grüßt der Monte Maggiore ob dem lorbeerumwallten Abbazia herüber. Der kahle Karst ob Triest und dahinter, fernab, des Krainer Schneebergs schlanker Regel. Der wilde Nanos, der die gefürchtete Bora gebärt, reiht sich vollbewußt dem Bergkranz an, in welchem die bewaldeten Tarnowaner Höhen, gleich dunkeln Rätseln der Natur, das neugierige Auge anmuten.

Daneben strecken sich die Titanen der Julierkette gigantisch empor. All' überragend, als echter Himmelsstürmer des Triglavs imposanter Dreispiz. Doch die äußerste Krn-Kante, die einer kolossalen Lanze gleich hinanstarrt, der Mangart, der Bogatin und die massigen Höhen des Kanins und Kombons, können kühn mit des Rivalen Majestät sich messen. Sein Cäsarentum bricht sich ja ohnehin am Gipfel des pyramidenartigen Matajurs, des Königstuhls, von dessen Höhe aus die eroberungslustigen germanischen Völker des ersehnten Südens lachende Gefilde und des Meeres gleißende Unendlichkeit zuerst erblickten.

Die italischen Alpen, des Kadore, ja selbst die im Äther verschwimmenden Tiroler Berge und die reizenden Euganeischen Hügeln, die im Sonnenuntergang wunderbarlich zu schauen, beenden den bunten Reigen überwältigend-schöner Bergzinnen.

Dies entzückende Panorama entrollt sich am besten

bei den wechselreichen Bootfahrten im vielfachen, mäandrisch-verschlungenem Gewirr der Lagunenkanäle.

Im Hafen von Grado wimmelt es stets von schmucken Barken und deren diensteifrigen Lenkern, denen man getrost sich anvertrauen kann. Brav und verlässlich sind alle, wenn sich auch einige vermöge ihrer echt wälschen Suada zu besonderen Lieblingen des Kurpublikums emporgeschwungen. Doch jeder ist tüchtig in seinem Fache, und sowohl mittelst Segel oder Ruderkraft erreicht man gar bald das Inselreich der schweigenden Lagune.

Den Zauber kann niemand beschreiben! Man kann ihn nur empfinden. Das in den satten Farben des Südens getauchte Lagunenbild ist ein erhebendes, herzerquickendes, ideales. Selbst die bei Ebbe ausströmenden fatalen Dünste — übrigens eine Jodinhalaion erster Güte — läßt sich der echte Naturfreund gefallen; denn es ist ein Göttergefühl in der meist doch nur ozonreichen, salzdurchtränkten, staubfreien Seeluft, vom leicht geschwellten Segel getragen, lautlos dahin zu gleiten. Bald schwirrt eine Möve einher, bald eine Schar aufgeschuchter Sumpfvögel. Bald flattern im Zick-Zack der Kanäle die buntfarbigen, meist ockergelben, mit sonderlichen Figuren und Zeichen geschmückten Segel der Fischerbarcken. Bald taucht zwischen den vielen Schlammhängen, Sandbarren und Algenwiesen mit den entzückenden lilafarbigten Blüten der Halophyten und anderen Salzpflanzen, ein größeres Eiland auf. Bald ein fernes stattliches, turmgeschmücktes. Dann lugt wieder ein Inselchen, von immergrünen Tamarisken und wogenden Binsen umfriedet, aus der glatten Meeres-

fläche hervor. Und bald huschen phantastische Gestalten umher, die ein Geisterspuk im Sonnenschein deuchen, und auf dem Wasser zu gehen scheinen, indes sie nur mit vielem Geschick und großer Kenntniss des sumpfigen Terrains die seichten Stellen nach Amphibien, Gewürm und Krabben absuchen. Bis zu den Knieen und drüber noch versinken gar oft die armen Weiber, denen es obliegt, die leckere Lockspeise des Fischfangs zu sammeln.

Staunend betrachtet der Fremdling ihr sonderbares Gebahren. Und noch staunender die Behausungen der Fischer. Elende, zerstreut umherliegende Schilfhütten, die einer weltentrückten Indianeransiedlung gleichen und auf den verschiedenen Inseln immer wieder ins Auge fallen.

Daß in der Höhe unserer Kulturepoche solche Urzustände herrschen, dünkt unglaublich. Doch die originellen, zeltartigen Bohngelasse sind so malerisch zu schauen, daß dies an und für sich eine Reise nach Grado lohnt.

Die hehrste Sehenswürdigkeit der Lagune ist aber unbestritten das wunderfame grüne Eiland: Barbana mit der von stolzen Baumkronen umkränzten Wallfahrtskirche der Gottesmutter. *Filii tui de longe venient* steht auf der Front der jetzigen Kirche. Die ursprüngliche wurde Ende des sechsten Jahrhunderts zu Ehren eines von Sturmfluten angeschwemmten hölzernen Gnadenbildes vom Gradenfer Patriarchen Elias erbaut. Daß die jahraus, jahrein in Scharen zuströmenden Gläubigen nicht vergebens zur Madonna gekommen, bezeugen die unzähligen Votivtafeln aus alter und neuer Zeit.

Einem schönen Volksbrauche gemäß findet am ersten

Sonntag des Julimonates von Grado aus eine See-
prozession mit Sang und Klang nach Barbana statt.
Der Anblick der buntbewimpelten, blumengeschmückten
Schiffe mit den reichverzierten Kirchenbaldachinen,
Heiligen-Standarten und der im schönsten Ornate pran-
genden Geistlichkeit, ist ein unvergleichlicher, ja märchen-
haft schöner.

Nächst Barbana gelten die Pinien von Belvedere
als Lieblingsausflug. Dieser idyllische Hain zählt im
Verein der herrlichen Pineta von Ravenna zu den
letzten Überresten der stattlichen Pinienwäldungen, welche
die Nordküste der Adria im Altertum zierten.

Inmitten der schirmartigen, nun so ehrwürdigen
Pinien soll das Lustschloß der römischen Kaiserin Livia
Augusta, deren entzückende Marmorbüste als Perle
des Aquilejenser Museums gilt, gestanden sein. Anderer-
seits wird aber das großartige Arsenal der Römer-
kolonie hierher verlegt.

Auf dem nahe gelegenen Hügel, den jetzt das Sankt
Markuskirchlein krönt, zur Erinnerung der angeblichen
Landung dieses Apostels, prangte eine Kolossalfigur
als imponierendes Merkmal. Des Riesen hoherhobene
Rechte umfing eine brennende Pechfackel, die, den elek-
trischen Strahlen der modernen Newyorker Freiheits-
statue gleich, die nachtdunkle See urweit beleuchtete.

Beides ist leichter bezweifelt als bewiesen, obwohl
der Boden, ringsum, ein so klassischer, daß auf Schritt
und Tritt ein versunkener Ort fabelhafter Pracht fällt.

Den neueren Nachforschungen zufolge, zogen die
üppigen Römer, deren Brunnengebäude auf Stunden in

der Munde sich erstreckten, schon vor der im Jahre 452 erfolgten Zerstörung Aquilejas durch wilder Hunnen Übermacht, nach dem jetzigen Grado, weil die riesige Metropole dennoch die zuflutenden Menschenmassen nicht fassen konnte. Die Hafeninsel Gradus — den gradatim mit dem Meere sich amalgamierenden Gewässern der Flußmündungen gemäß benannt — und deren angrenzende Eilande, wurden somit allmählich dem Bereiche Aquilejas einverleibt. Die dem bestialischen Gemetzel der alles niederschlagenden Hunnen entronnenen Einwohner flohen nicht planlos, sondern zielbewußt nach Grado, wo Roms venetische Flotte stationierte und ihnen Schutz gewährte.

Die Blüte Grados entstand demnach aus den Todeszuckungen der Adlerstadt. Sie regte ihre versengten Schwingen nur noch in der Patriarchenära. Und neuerdings zu Grados Gunsten; denn beim tobenden Anrücken der Langobarden verlegte der Patriarch Paulinus seinen Sitz nach Grado. Als aber Mitte des sechsten Jahrhunderts, nach dem fünften ökumenischen Konzile die Fehde der schismatischen und orthodoxen Patriarchen losbrach, gelangte Grado zu seiner höchsten Bedeutung.

Dem orthodoxen Patriarchen der Inselstadt unterwarfen sich die Suffragane Istriens und der emporblühenden Hafenstadt Triest. Diese offene Rebellion der stimmberechtigten Diözesanbischöfe gegen das Aquilejenser Patriarchat gab ihm den Todesstoß. Allein auch Grados Patriarchalswürde ward, wenn auch nach ewiglangen, zähem Kampfe, in welchem Kaiser und Könige

und die Herzoge von Friaul wiederholt sich gemengt, im Jahre 1451 nach der Tochterstadt Venedig verlegt. Der Glanz, die Mutter — la madre — der stolzen Adria Königin zu sein, kann aber nimmer der späteren, schlichten Fischerortschaft geraubt werden.

Mit goldenen Lettern verzeichnet es die Chronik der sturmbewegten Geschichte Grados.

Die Illustration dazu bietet aber der prachtvolle Dom. Aus dem Labyrinth enger Gäßchen mit dem vielfachen, charakteristischen Madonnen-Häuser Schmuck frommer Südländer, ringt er sich massig empor. Nur der Campanile nebenan überragt ihn selbstbewußt. Doch ob diesem und all' den grauen Dächern mit ihren originellen, ebenso formenreichen als malerischen Schloten thront auch noch des Turmespiße drehbarer Engel. In Windeslaune schwirrt er toll und nun auch einsam umher, seit der mächtige Partner mit dem am 14. Juli 1902 gestürzten venetianischen Riesenturm aus der Ätherregion verschwand.

Das Baudatum der imponierenden Basilika läßt sich nicht genau feststellen. Maßgebende Historiker wie Leonardo de Rubéis und andere wollen zwar die Errichtung des Domes zum Jahre 451 unter dem Patriarchen Niceta zurückführen. Doch ob mehr oder minder altersgrau, ehrwürdig bleibt er ja immerhin.

Das Gotteshaus war früher der heiligen Euphemia, der chalcidonischen Märtyrerin gewidmet, während es jetzt die Patronatsheiligen Hermagora und Fortunatus aufweist.

Außerlich ist der Dom durch die ihn eng umschließenden Häuser beeinträchtigt. Innerlich entfaltet sich aber seine volle Majestät. Der Abglanz vergangener

Größe spiegelt sich allüberall in dem von schlanker, je zehnfacher Säulenreihe getragenen, dreischiffigen Gemäuer. Von den Kapitälern der jonischen Marmorträger lugt die versunkene Römerwelt in ihrem eitlem Tempelschmuck hervor. Die herrliche, romanische Kanzel mit maurischem Baldachin und byzantisch-steifer, figürlicher Tierplastik der allegorisch dargestellten Aposteln, kündet des tausend und abertausendmal gepredigten Evangeliums Machtwort, das jetzt noch an hohen Feiertagen von dieser originellen Warte herabtönt. An den Wänden der Apsis prangen die letzten Reste der mittelalterlichen Freskobilder, die einst die ganze Basilika geziert haben sollen. Und hinter dem freistehenden Hauptaltar, dessen vergoldete Silberpala mit der berühmten der Markuskirche kühn sich messen kann, prangt der ehrfurchtgebietende Patriarchenstuhl. Seine Zusammenstellung aus antiken Steinfragmenten ist archäologisch so interessant, daß Hofrat Eitelberger, der zu den besten österreichischen Kunsthistorikern zählt, dem Patriarchensitz volle Würdigung zollt.

Als sprechendster Zeuge altchristlicher Pracht ist jedoch des wunderbaren, buntfarbigen, mit historischen Inschriften geschmückten Mosaikbodens, perlenartiges Gefüge hervorzuheben. So atmet alles noch in dem hehren Gotteshaus der Vergangenheit nimmerkehrende Glanztage aus. Doch wenn auch die für Grado versunken sind, so taucht hierfür allmählich eine neue Ara aus klassischem Schutte auf. Und das Meer, das die Patriarchenstadt mit ihrer sechzigtausend Einwohner tragenden Scholle, mit ihren fünfundzwanzig Kirchen,

mit ihren vielen Palästen und ihren unermesslichen Schätzen verschlang, gibt seine Beute mit Zinseszins zurück; denn in der Heilkraft der See liegt der Glückesborn, aus dem die Nachwelt unversiegbar schöpft.

Häuser, Hotels, Pensionen, elegante Villen sogar, sprießen wie die Pilzlinge aus dem Erdboden, um dem Andrang der Fremden zu genügen. Die bis auf die Via Stefania meist schmalen Gassen Grados — echt venetianische Gassen — werden von breiten, luftigen Straßen verdrängt. Vom Hafen bis zum Strande führt eine geräumige Avenue durch die noch brachliegende Vale Corbato, die als alleiniger Baugrund Grados unermesslichen Gewinn verspricht, da ein ganzes stattliches Cottage-Viertel darauf zu entstehen vermag.

Vorläufig tummeln sich noch die nach Tausenden alljährlich zufließenden Kurgäste auf dem mächtigen Terrain einher. Sie alle sind lebende Zeugen der mit Riesenschritten sich vollführenden Entfaltung des herrlichen Seebades und des bereits im grauen Altertume hochgehaltenen Spruches: in mare salus! Kühn kann man daher behaupten, daß Grado nicht nur eine stolze Vergangenheit hat, vielmehr auch eine große Zukunft als österreichisches Ostende.



II.

Im alten Forum Julii.



„Schönes Wetter!“

„O, Unglücksrabe! Wie kann man Einem derlei zurufen, wenn man bereits mit einem Fuße im Coupé steht, um eine Vergnügungsreise zu unternehmen!? — Wissen Sie denn nicht, daß Sie Jupiter Pluvius' ganzen Zorn auf uns herabbeschwören, indem Sie uns diesen ominösen Gruß bescheren! — Kein noch so gewaltiger Nimrod vor dem Herrn wird das fatale „Glückliche Jagd!“ anstatt des gebotenen „Weidmanns Heil!“ mit peinlicherem Grauen entgegennehmen, als der Tourist dies Schreckensomen. Überdies, wenn er, ohne Regenmantel und Regenschirm, bloß mit einem bescheidenen Schattenspender bewaffnet, tollkühn in die Welt hinaus zieht.“

„Aber es ist ja doch das schönste Wetter . . .“

„Pst! sag' ich! Beschreien Sie es nur nicht abermals, sonst —“

Pfäuchend und pustend verschlang das Getöse der ungalanten Lokomotive die letzten Worte dieser energischen Scheltrede. Und fort rollte der Zug aus der Station des lieblich gelegenen, villenumkränzten Görz hinaus, in die sonnige Landschaft der italisch-öster-

reichischen Grenze hinein, über die hochbogige Ssonzo-Brücke dahingleitend: Strazig mit seinen massigen Fabriksgebäuden und Bodgora mit seinem stilvollen Grafenschloß am Kreuzbergfuße im raschen, kaleidoskopisch wechselnden Fluge passierend.

In Cormons verließen wir die Bahn, um Cividale im Wagen zu erreichen, da dies höchst interessante Städtchen, das alte Forum Julii der Römer, dessen Plinius bereits als letzten Markstein von Aquileja erwähnt, zum nicht geringen Nachtheile seines historischen Wertes, gänzlich abseits vom großen Bahnneze liegt. Nur eine Zweigbahn verbindet es mit Udine.

Infolge dessen wälzt sich der Strom theils wißbegieriger, theils indolent flanierender Reisender achtlos an dem jetzt allerdings weniger ansehnlichen Orte vorbei, der aber als sprechender Zeuge langobardischer Zeiten ungemein beachtenswert erscheint; doch leider ebenso wie das ganze ehemalige deutsche Reichsland Friaul, ziemlich unbekannt und ungenannt im Verborgenen blüht. Allerdings kann die Gegend keinen Vergleich mit der sonstigen, blendenden great attraction italienischer Städte bestehen. Da gibt es keine prachtvollen Monumente mittelalterlicher Kunst anzustaunen. Nur der erloschene Glanz vergangener Tage tritt Einem in der Ebene aus dem Schutt entgegen und in den Alpen droben der nimmer versiegende Reiz wilder Naturschönheiten.

Aus der großen Masse europäischer Touristen verirrt sich bloß hin und wieder ein stiller Gelehrter auf das interessante Gebiet, wo durch Jahrhunderte, neben der

polyglotten einheimischen Bevölkerung von Römern, Kelten, Etruskern und versprengten Resten älterer Stämme, ein deutsches Volk sieghaft und urwüchsig in seinen Sitten und seinem Kulturleben sich zu behaupten mußte.

Den Deutschen, die von altersher treu und zäh an ihrer Art zu hängen pflegen, dürften demnach über die Denkmale des längst erloschenen Bruderstammes kleine Notizen auch in belletristischer Gewandung willkommen sein.

Dieser Gedanke war es, der mich in aller Bescheidenheit den Weg wandeln hieß, den verdiente Männer aus Deutschlands fernen Gauen wiederholt betreten.

Bekanntlich hat sich nebst mehreren höchst namhaften Kunstgelehrten, wie beispielsweise dem Hofrath Eitelberger, Doktor Mothes, Felix Dahn in seinen langobardischen Studien und Freiherr von Ezoernig in seinem großen Werke über Görz und Umgebung, auch ein Mommsen und in letzterer Zeit Geheimrath Virchow eingehend mit Cividale beschäftigt.

Das alles lebhaft erörternd, voll schönster Erwartungen, denen bloß das fatale Wetteromen unheilverkündend zur Seite stand, fuhren wir zu drei, mit kaum zu zügelnder Wißbegierde, der so vielseitig interessanten einstigen Hauptstadt des altdeutschen Volkstammes der Langobarden entgegen.

Vorderhand war freilich an den seit undenklichen Zeiten für jeden Vergnügungsreisenden erschreckenden Regen nicht zu denken. Aus wolkenlosem, glutsprühendem

Himmel brannte die Sonne auf uns hernieder, während wir durch die *Via dell' Armistizio* fuhren, das bescheidene und trotzdem historisch denkwürdige Haus passierend, wo in Cormons nächster Nähe, im bösen Kriegsjahre 1866 der zu dem späteren Frieden des 3. Oktober führende Waffenstillstand zwischen Österreich und Italien geschlossen und besiegelt ward.

Angesichts des herrlichen Wetters streckte ich gleichfalls die Waffen und verzieh dem Unglücksraben, dem wir insgesamt den Krieg erklärt. Meine Reisegeossen wollten zwar den Tag nicht vor dem Abend gelobt wissen und hielten mit größerer Zähigkeit an ihrer Kriegserklärung fest; doch mich stimmten die lachenden Fluren, die üppigen Nebengelände und die munter zwitschernden Vöglein ungemein versöhnlich, so daß ich schließlich dennoch den Sieg errang.

Frohgemut fuhren wir schneller als wir erwartet, über die merkwürdige, 70 Meter lange Brücke in Cividale ein, von dessen alten Mauern und teilweisen Befestigungen von dieser Seite jedoch wenig mehr zu sehen ist.

Der *Albergo al Friuli* nahm uns gastlich auf. Wir schickten uns aber sofort an, den Geburtsort des alten langobardischen Geschichtschreibers Paulus Diaconus — Sohn Warnefried's — eingehend zu besichtigen. Dabei interessierte uns natürlich minder das moderne Cividale, so schmuck es sich auch zu geben weiß, mit seinem Palazzo Pretorio, seinen venetianischen Loggien, seiner wunderschönen Villa Craigher, seinen vielen Kirchen und seinem echt italienischen Leben und Treiben.

Wir strebten nach Besichtigung der Denkmäler der einstigen Civitas Austriae und wollten beim vielgerühmten Baptisterium beginnen. Im Dome wurde aber gerade der zu einer genauen Musterung des Monumentes wenig günstige Gottesdienst abgehalten und so lenkten wir denn unsere Schritte zur kaum passierten Brücke zurück, deren kühner Bogenbau über den tiefblauen Wassern des Natifone, das Schweizermärchen der Teufelsbrücke auch hierorts hervorgerufen.

Eine reizende Ballade des Friauler Dichters Dall' Ongaro verherrlicht die populäre Mär in folgenden Versen:

. . . . nel vero aspetto
Il demonio si mostrò.
Giù nel fiume in mezzo al letto
Come scoglio si piantò.
Dispartite sulla fronte
Due gran corna gli spuntar
E dall' uno all' altro monte
In due archi si curvar.

. . . . Lucifer erschien
In echt höllischer Gestalt,
Und mit teuflischer Gewalt
Blitzesschnell senkt er sich ein
In den Fluß als Grundgestein.
Seiner Stirne in zwei Bögen
Mächt'ge Hörner sich entwinden,
Die zwei Berge, weit entlegen,
Mit einander jetzt verbinden.

Die graue Sage aber erzählt ausführlich, daß zu Olims Zeiten niemand den Natifone passieren konnte, weil es keine Brücke gab — jedenfalls eine höchst

logische Folge dieses Mangels! — Da erbot sich der Teufel, das Wagnis auszuführen, dem sich kein noch so geschickter Baumeister gewachsen fühlte. Trotzdem sich Satanas als Entlohnung die Seele desjenigen ausbedungen, der die Brücke zuerst passieren würde, sahen sich die ratlosen Bewohner der brückenlosen Stadt endlich gezwungen, in ihrer verzweifelten Lage sich dem lockenden Angebote des Teufels auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Triumphierend machte sich hierauf der Satan ans Werk. Mit Hilfe der höllischen Mächte — hauptsächlich von seiner vielvermögenden Großmutter unterstützt, die den Riesenblock, auf dem der Hauptpfeiler inmitten des Flusses ruht, in höchsteigener Person und zwar in ihrer Schürze herbeigetragen — baute der Teufel lustig drauf los und vollendete in einer einzigen Nacht die noch heutigen Tages angestaunte Riesenbrücke. . . . Aber der hohe Preis entging dem Höllenfürsten; denn ein rändiger Hund war es, der beim Tagesgrauen zu allererst die Brücke passierte. Der Teufel mußte sich demnach mit einer Hundeseele begnügen, da sein Kontrakt kein richtiger gewesen und den gewiegten Juristen vermissen ließ, der nimmer bloß mit vagen Begriffen rechnet.

Der bewunderungswürdige Steinbau, den niemand in der Umgegend anders als *il ponte del diavolo* nennt, und der ob seiner kühnen architektonischen Struktur auch irrthümlicherweise als ein Werk der Römer betrachtet wird, wurde jedoch in Wahrheit, laut zweier wenig bekannten Urkunden, im XV. Jahrhundert von

einem Architekten aus Villach, Erhart mit Namen, gebaut, recte vollendet. Es hatte sich nämlich schon früher ein anderer an das kolossale Wagnis gemacht. Allein angesichts der ungeheuerlichen Schwierigkeiten an der Durchführung verzagend, entzog sich der Magister Jacobus aus Lugano seinen kontraktlichen Verpflichtungen durch eine rasche Flucht.

Die für die damaligen Zeiten enorme Summe von zweitausend Golddukaten nebst unzählbaren Vergütungen in natura, wie Lieferung von Wein, Getreide, Holz, Kalk und anderes mehr, vermochte den an seinem Können verzweifelnden Meister dennoch nicht, seinen Posten sieghaft zu behaupten.

Kurz darauf schritt der deutsche Architekt Erhart an die Lösung der riesigen Aufgabe. Er vollendete auch richtig per gratiam Dei in Christo anno 1446 die herrliche Steinbrücke, deren kühne Bogen von kolossaler Spannung, schwindelnd über dem Natifone schweben.

Die Teufelsbrücke ist mithin eines biedereren Deutschen Meisterwerk, und kein Germane, den Wißbegierde oder Zufall in die Gegend führt, sollte es versäumen, den Wunderbau des hierin verewigten Landsmannes zu betrachten.

Die erstaunliche Konstruktion läßt sich am besten von unten gesehen bewundern, da eigens zu diesem Zwecke angebrachte Treppen bis hinab zum Bette des Flusses führen. Durch seine meist seichten Wasser ist sogar mitunter das Passieren des kleineren Bogens zu ertrogen. Den größten Genuß gewährt jedoch die Rundschau von der stolzen, 23 Meter betragenden Höhe der Brücke, auf

deren Hauptpfeiler ein anscheinend frei über dem Natifone schwebender Balkon angebracht ist. Atembeklemmend wirkt der Blick in die blaue Tiefe der spiegelklaren Gewässer, die jedes Riesels Farbenpracht hindurchschimmern lassen, und herzerhebend der Auslug nach den hohen Alpen, welche den natürlichen Wall zwischen Österreichs nördlichem Küstenlande und Italiens sonniger Ebene bilden. Im Vordergrund breiten sich fruchtstrotzende Felder aus. Dann hebt sich sanftes Hügel-land empor. Eine mittelalterliche Schloßruine tritt malerisch und zaubers schön in den Gesichtskreis, als dessen Mittelpunkt der historische Matajur in seiner gleichmäßigen, kegelförmigen Gestalt majestätisch herübergrüßt.

Von dem Gipfel dieses hohen, auch Mons regius genannten Berges aus erspähte Alboin die klassischen italienischen Lande. An den sanft abfallenden Wiesenhängen des prächtigen Berges entlang, bahnte sich der gefürchtete König an der Spitze seines waffenmächtigen Barbarenheeres den Weg nach Italien. In kühnem Fluge drang er eroberungslustig bis zu den Mauern Pavia vor, in das er nach dreijähriger Belagerung (598) auf milchweißem, vom Blute der aufgehäuften Feindesleichen geröteten Rosse sieghaft einzog.

Daß die hübsche Matajur-Mythe, welche die alte Langobardenstadt so sinnreich verherrlicht, vielfach als reine Fabel verworfen wird, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden; hingegen aber, daß man selbe durchaus nicht als völlig legendär bezeichnen kann. Paulus Diaconus, der für Friaul beste und zuverlässigste

Historiker jener Epoche, weiß von einem Berge zu erzählen, von dessen Spitze der Stifter und Beherrscher des Langobardenreiches in Italien das verlockende Land zuerst erschaute. Der Bodenbeschaffenheit nach kann dies aber nur der Matajur gewesen sein, da von dem gleichfalls in Frage stehenden Nanos aus das großartige Panorama Italiens kein so naheliegendes und freies ist.

Gleichsam neidisch ob der Aureole solch glänzender Tradition, recken die Riesenfinder der julischen und karantanischen Alpen ihre hohen Häupter um so stolzer und trotziger empor. Und den Königsberg hoch überragend, zeichnen sich die imposanten Bergkoppen im schärfsten Kontraste vom echt italisch-blauen Himmel ab, den fernsten Horizont bloß traumhaft verschwommen, wie eine wesenlose Dunstmasse, begrenzend.

Da fiel ein Schatten auf das sonnige Landschaftsbild, und mich rasch umwendend, gewahrte ich eine böse Wetterwolke, die bedrohlich vom Süden heraufzog.

Mit ziemlich langen Gesichtern warfen wir nur noch einen raschen Blick auf die prächtigen, mit Blumen und Blattpflanzen, Palmen und Cypressen verzierten Terrassen, die, den vielgepriesenen Gärten der Semiramis nacheifernd, auf den hohen, senkrecht aufsteigenden Ufern des Natisone schwebend prangen. Dann flüchteten wir zum nahen Dome, um nötigenfalls unter Dach und Fach zu sein; denn das fatale Wetter-Omen schien sein Recht zu fordern.

Die prächtige Fassade der Kirche, deren Haupttor im gotischen Stile ausgeführt ist, erhielt erst zu Anfang

des XVI. Jahrhunderts ihre jetzige Gestalt. Sie wurde 1501 von Pietro Lombardo restauriert, während als eigentlicher Erbauer der jetzigen, im Jahre 1457 errichteten Basilika, laut einer über der Thür des Domes angebrachten Inschrift, die Magister Bartholomeo Costa und Joanne Sedula genannt sind. Der ursprüngliche Bau des Gotteshauses verliert sich jedoch im Dunkel ferner Zeiten und nur die Tradition versteht sich hierzu, den heiligen Hermagoras aus Aquileja als Begründer der alten Kirche zu bezeichnen. Diesbezügliche Urkunden, die den erwünschten Aufschluß geben könnten, fielen leider den verschiedenen Bränden zum Opfer, die in den Jahren 1190, 1343 und 1528 in Cividale gewüthet. Auch das schreckliche Erdbeben um die Mitte des XV. Jahrhunderts hat die ehrwürdige Stadt schwer heimgesucht und den größten Theil der herrlichen Denkmale und Prachtbauten zerstört. Aber immerhin existiert noch manch schätzbare Warte versunkener Glanzperioden, insbesondere jener Zeiten, in denen ein markiger deutscher Volksstamm die friaulischen Ebenen beherrschte.

Hofrat Eitelberger bezeichnet in seinen vorzüglichen kunsthistorischen Schriften als zweifellos und unwüchsig langobardisches Werk, nebst dem Altare Bemmo und dem Kirchlein der heiligen Peltrudis, das prächtige Baptisterium des Calixtus, das seit dem Jahre 1545 im Dome aufgestellt, jedermanns Bewunderung auf sich zieht.

Eitelberger rühmt die langobardischen Monumente, die er teilweise in ihrer schüchternen Technik

und dem Bestreben nach Selbständigkeit in der bildenden Kunst nahezu kindisch nennt, hauptsächlich vom kulturellen Standpunkte aus. Als Vorläufer und Marksteine jener wichtigen Übergangsepoche vom klassischen Altertum und spätromischer Blütezeit zur sieghaften deutschen Bautechnik des Mittelalters sind sie auch höchst wertvoll.

Einen ersten Rang nimmt unter den erwähnten Denkmälern das Baptisterium ein, dessen Bauzeit gleichfalls in Dunkel gehüllt ist, das aber jedenfalls dem VIII. Jahrhundert angehört. Es wird dem Patriarchen Calixtus zugeschrieben, der vom Jahre 716 an durch längere Zeit das Patriarchat Aquilejas bekleidete und später den Bischofsstuhl in Cividale bestieg, wie Paulus Diaconus in seinen als Quellenstudium der Langobarden zuverlässigsten Werken ausführlich angibt.

Das vielbewunderte Baptisterium ist oktogen, im Durchschnittmaße von drei Metern und entsprechender, durchaus harmonischer Höhe. Acht jonische Säulen, deren Kapitäle entschieden den Charakter edleren Stils des VIII. Jahrhunderts aufweisen, heben sich von der unteren, in acht Felder verteilten Grundmauer empor und tragen die mit Inschriften und symbolischen Tier- und Blumenornamenten prangenden Archivolten, aus deren Mitte je eine Lampe herabhängt. Unter der Bedachung läuft eine gleichfalls lateinisch verfaßte Randschrift ringsumher, während die Felder der Bogen durch ein Bandornament geteilt sind. Drei Stufen führen zu dem Baptisterium empor und zwei in die *piscina concha fontium* hinab, da dem in jenen Zeiten herrschenden Ritus gemäß *per immersionem* getauft wurde.

Leonardo de Rubois, der 1687 in Cividale geboren ward und als kirchengeschichtlicher Historiker ungemein geschätzt wird, gibt in seinen interessanten liturgischen Werken eine genaue Beschreibung der damaligen Taufzeremonien.

Selbstredend darf man sich das Baptisterium in seiner jetzigen Gestalt durchaus nicht als getreues Abbild des althehrwürdigen Langobarden-Monumentes vorstellen; denn dasselbe ward im Laufe der Jahrhunderte mannigfachen Restaurationen unterzogen. Es hatte überdies nicht bloß unter dem Zahne der Zeit, vielmehr auch unter Elementarereignissen zu leiden, bis es von seinem ursprünglichen Standorte an jener Stelle des Hauptplatzes, wo jetzt der Campanile aufragt, unter das schützende Dach der Kirche gelangte.

Demnach sind es nur Fragmente des geschickt zusammengefügtten, durch das Erdbeben vom 25. Januar 1448 größtenteils zerstörten Baptisteriums, die man heutigen Tages in ihrer Gesamtheit bewundert.

Sattsam ergößten wir uns daran, unbekümmert um die schallende, in dem landesüblichen friaulischen Dialekte gehaltene Predigt, deren andächtige Zuhörer uns jedoch verhinderten, das Innere der Kirche näher zu betrachten. Im großen und ganzen gleichen sich doch mehr oder weniger alle italienischen Dome, und so begnügten wir uns denn mit einem raschen Rundblick in das von hohen Säulen getragene Hauptschiff und entfernten uns vorsichtig, um kein Ungernis zu geben.

Aber als wir aus der Kirche traten — o weh! — da ward uns das Baptisterium neuerdings gewaltig in

Erinnerung gebracht. Doch das Taufrituale war ein anderes . . . Der Segen kam von oben und ergoß sich in Strömen hernieder in Form eines ungalanten Platzregens.

O, über den Unglücksraben mit seinem provokanten Schön=Wetter=Wunsch!

Da hatten wir nun die Bescherung!

Unter Blitz und Donner sandte uns Jupiter Pluvius von seinem bräunenden Wolkenthron seine hämischesten Grüße hernieder, gleichsam an dem modernen und antiken Cividale Rache nehmend für die verlorene Macht, die da untergegangen in den sieghaften Bauten des Christentums. Und wir, die wir sie nun bewundern wollten, mußten noch nach Jahrhunderten schuldlos hierfür hüßen.

Verzweifelt blickten wir uns fragend an.

Vorwärts galt jedoch die Losung! Mutig spannte ich meinen Sonnenschirm gegen den strömenden Regen auf, den Unglücksraben aber, der uns dies buchstäblich eingetränkt, verwünschten wir insgesamt.

Tollkühn stürzten wir uns in den Guß . . . Mein nach wenigen Schritten schon mußten wir unter den Schutz der im venetianischen Stil erbauten und neueren Datums zum Kaffeehaus adaptierten Loggia flüchten. Von dort aus schoben wir uns nach kurzer Rast so gut es eben ging, bis zum Museum, lebhaft bedauernd, daß wir auf dem ziemlich langen Wege bis zur Porta Nuova nur einen Bogen zu passieren hatten und daß uns nicht lieber die schützenden Arkadenhäuser der Piazza Paolo Diacono zu Gebote standen.

Das reichhaltige königliche Museum,*) um dessen Gründung der seinerzeit als Kanonikus in Cividale lebende Graf Michael von Thurn und Tassassina sich besonders verdient gemacht, enthält nebst den gewöhnlichen, so zu sagen typischen Museums-Raritäten einige höchst bemerkenswerte Objekte. Darunter die Statue des unbestreitbar von Meisterhand herrührenden Jupiter Vimicatus und der nicht minder vollendeten Figur der Göttin Nubigo. Ebenso hervorragend sind mehrere Mosaikplatten und eine reiche Kollektion römischer Adler.

In Anbetracht dessen, daß all' die archäologischen in einem langgestreckten Parterreraume ziemlich kunterbunt aneinander gereihten Funde, die noch immer nicht entsprechend katalogisiert wurden, meist der Freigebigkeit von Privaten zu verdanken sind, kann die Sammlung nur an Interesse gewinnen. Und indem man erwägt, wie reich die Ausbeute an Altertümern sich erst durch ein systematisches Vorgehen erweisen mußte, ist es doppelt zu bedauern, daß die unter der österreichischen Regierung vom Staate subventionierten Ausgrabungen bloß in dem kurzen Zeitraume vom Jahre 1817—1826 betrieben wurden.

Dem damaligen Archivar des Kollegiatkapitels, dem bereits genannten Grafen Thurn, gelang es, den Kaiser Franz für Cividale zu interessieren, und so wurde denn der klassische Boden des alten Forum Julii teilweise aufgewühlt und viele seiner Schätze hierdurch gewonnen; doch gibt es deren gewiß noch un-

*) Gegenwärtig im alten Palazzo Nordis.

zählige und mutmaßlich auch wertvollere im Schoße der Erde.

Zimmerhin konnte aber der gelehrte, als eifriger Geschichtsforscher Friaulscher Altertümer auch in weiteren Kreisen bekannte Kanonikus mit den Resultaten der eingeleiteten Ausgrabungen zufrieden sein, da die mannigfachen und interessantesten Dinge auf dem Gebiete der Archäologie zu Tage gefördert wurden. Der glückliche Spaten traf sogar auch auf prähistorische Funde, die, meist aus der Bronzeperiode stammend, in Form von Fibeln, Armringen und sonstigen Schmucksachen, neben eisernen Waffen, Bronzeärzten und Lanzenspitzen im Museum prangen.

Das Hauptkontingent bildet jedoch die auserlesene Sammlung von Lapidarinschriften aus der Blütezeit römischer Weltherrschaft.

Mommsen hat sich bekanntlich eingehend mit den römischen Inschriftenfunden Cividales beschäftigt, was genügt, um die Wichtigkeit derselben zu beweisen.

Für Forscher auf dem Gebiete der Sabäistik sei auch noch der verschiedenen uralten, jüdischen Steinschriften Erwähnung getan, welche zwar offenbar hauptsächlich nur als Grabdenkmale israelitischer Friedhöfe zu betrachten sind, allein für Kenner des Hebräischen unter ihrer hieroglyphischen Hülle manch Interessantes bergen mögen. Das Rätsel der einen mußte der bereits erwähnte Kanonikus geschickt zu lösen, indem er die ursprüngliche Benennung Cividales aus einer angeblich vom Jahre 604 vor Christi stammenden, hebräischen Steinschrift entnahm. In jener fernen

Epoche existierte demnach bereits die interessante Natifone-Stadt, und zwar unter den Namen Città di Dio, was allerdings sagenhaft klingt; doch den Chronisten gewissenhaft nacherzählt sei.

Den Brennpunkt des Interesses bildet aber im Museum ein am 28. Mai 1874 auf der Piazza Paolo Diacono gelegentlich einer neuen Pflasterung zufällig entdeckter Steinsarkophag, der vielfach dem Herzog Gisulf, dem ersten Dux der Langobarden in Friaul, zugeschrieben wird.

Wie es sich leicht denken läßt, hat diese Behauptung einen Sturm von pro und contra heraufbeschworen.

Es entstand sogar ein hartnäckiger Federkrieg hierüber, zwischen dem als Archäologen sehr geschätzten Rechtsanwalt Dr. Paul von Bizzaro in Görz und einem Cividaleser, Angelo Arboit. Letzterer bricht mit vollem Enthusiasmus eine Lanze für den alten Langobardenort, indem er sich bestrebt, die Tatsache von der merkwürdigen Grabauffindung Gisulfs inmitten seiner getreuen Haupt- und Residenzstadt aufrecht zu halten, während der geistvolle Jurist, in zwei ungemein interessanten und wissenschaftlich-schätzenswerten Broschüren, haarklein das Gegenteil beweist.

Weit entfernt, mir ein Urteil hierin anzumaßen, will ich mich begnügen, den Streit der „gelahrten Herren“ zu zitieren, von denen ja gewiß jeder in seiner Art viel Richtiges, wenn auch nicht geradezu das Richtige vertreten mag.

Aus dem Schutte und Dunkel der Jahrhunderte sind so viele Vermutungen aufgestiegen, daß schließlich

auch dieser ihre Existenzberechtigung nicht gänzlich abzusprechen ist.

Wahrscheinlich will einem die Grabgeschichte allerdings nicht bedünken, wenn man das historische, durch Paulus Diaconus verbürgte Factum in Erwägung zieht, daß Gisulf fern, wenn auch nicht weit von Cividale, im Kampfe gegen die Awaren (615) fiel.

Fraglich muß es demnach erscheinen, wie unter solch kritischen Umständen die Leiche des Langobarden-
durg in die hartbedrängte und belagerte Stadt zurückgebracht werden konnte.

Dieselbe mußte überdies nach des Herzogs Tod durch Romilda, die Witwe des Gefallenen, dem anstürmenden Feinde preisgegeben werden, der plündernd und sengend die schutzlose Beste zerstörte. Die unumgänglich nötige, physische Zeit zur sorgfältigen Bestattung des Herzogs in einem so großen, schwer zu hantierenden Sarkophage, der obendrein mit massenhaften Ziegeln ummauert war und von einer wuchtigen, zweieinhalb Meter langen Steinplatte verhüllt erschien, läßt sich unter dem Gräuel der Kriegsfurie kaum feststellen.

Auch ist das Grabinventar zwar höchst bemerkenswert und interessant, aber dennoch nicht reich genug, um den Gedanken plausibel zu machen, daß nur ein Regent solchen Schmuck besigen und tragen konnte; denn das vielgepriesene Goldkreuz zieren die einfachsten Edelsteine: Granaten, Lapis-Lazuli und Opale.

Ähnlichen Kreuzen aus Goldblech mit eingepreßten Heiligenköpfen und Figuren, wie sie die reichen arianischen

Christen dazumal mit Vorliebe trugen, begegnet man fast in jedem Museum und Domschatze Oberitaliens.

Dieselben können daher kaum als rein fürstliches Attribut betrachtet werden. Ebensowenig der übrigens sehr schöne goldene Ring und die aparte byzantinische Fibel.

Daß aber in jenen Zeiten die gefallenen Helden von ihren Getreuen samt ihrer stolzen Habe begraben wurden, weiß man nicht allein aus der Geschichte, sondern auch aus der rührenden Sage von der Bestattung Marichs in den Fluten des Busento, die Graf Platen in so wunderbaren Versen erzählt. Wenn demnach die Langobarden zwei Jahrhunderte später inmitten der Kriegsgräuel den großen Aufwand an Zeit und Mühe, wie solche nun einmal das in Cividale entdeckte Grab unbedingt beanspruchte, nicht scheuten, um ihren Herzog würdig in seiner Hauptstadt zu begraben, müßte man denn doch annehmen, daß sie ihn auch ebenso, wie einst die Westgoten ihren jungen König, in seinen „Heldenehren“ bestattet hätten.

Allein die Beigaben des fraglichen Langobardengrabes weisen zwar jegliches Kriegsgeräte der damaligen Zeiten auf, aber durchaus keine vorwiegend fürstlichen Insignien.

Ein vornehmer und obendrein ein wohlhabender Mann muß es allerdings gewesen sein, der so sorgfältig eingesargt und eingemauert ward; aber daß es gerade der erste Langobardenherzog sei, ist doch schwer zu beweisen, trotz des stolzen Ciful, das auf der Dachseite des Sarkophags prangt.

Diese kindisch-primitiv eingeritzte Inschrift, die vielfach als gefälscht hingestellt wird, bildet den eigentlichen Zankapfel. Sonst wäre wohl von keiner Seite der Wert des hochinteressanten Grabfundes angetastet worden; denn wenn es auch nicht der Dux in eigenster Person ist, könnte es ja doch zumindest und mit Verlaub zu melden der in jenen Zeiten gleichfalls bestehende und Waffenträger benamste Adjutant sein, den man da entdeckt hat. Aber die erhitzten Gemüter sprechen natürlich alles, was an dem Herzog drum und dran hängt, rundweg ab, und so fällt auch der Adjutant in den Brunnen.

In Anbetracht des Interesses, den diese meist jugendliche und sporenklirrende Menschenspezies heutzutage einflößt, ist dies Unglück fast noch größer zu nennen als die Verleugnung des Gifulf-Grabes, das man natürlich an Ort und Stelle steif und fest als echt bezeichnet.

Übrigens weshalb sollen die Cividaleser nicht an ihren Gifulf glauben, wenn man in Alexandrien durch Jahrhunderte das unter den ersten Ptolemäer-Königen erbaute Sema als das Grab Alexanders des Großen betrachtete, während dasselbe neuerlichen Zeitungsberichten zufolge jetzt erst von dem türkischen Archäologen Hamdi Bey in Syrien entdeckt wurde. Der in einem Keller nebst mehreren anderen aufgefundene, prachtvolle Sarkophag soll mit herrlichen, die Siege Alexanders darstellenden Basreliefs geschmückt sein, ist überdies mit seinem Wappen verziert, kann demnach dem Ausspruche verschiedener Fachgelehrten gemäß

unzweifelhaft nur dem großen Könige zugeschrieben werden.

Nun wissen aber die alten Historiker von einem goldenen Sarge zu erzählen, in welchem König Philadelphos die Leiche des großen Eroberers im Sema bestatten ließ. Gesehen hat ihn zwar noch niemand, aber unzählige Bakischs sind auf Rechnung dessen in die Hände gieriger Araber seitens des in Ägypten reisenden Publikums geflossen.

Trotz der in Saïda gemachten Entdeckung wird die Alexandersage gewiß nach wie vor in Ägypten kolportiert werden und auch Glauben finden.

Möge im Interesse der herrlichen friaulischen Lande der Gisulf-Sage ebenfalls das Glück der Anziehungskraft blühen. Das wird der altehrwürdigen Stadt wohl auch von gegnerischer Seite gewünscht; denn, echt oder unecht, besitzt deren Museum in dem fraglichen Sarkophag unstreitig ein höchst sehenswertes Kleinod der langobardischen Kulturperiode.

Wir musterten und bewunderten es so lange, daß dem ungalanten Regen vollauf die nötige Muße zum Austoben gegeben ward. Der Platzregen hatte auch richtig aufgehört, allein bloß um sich in einen unausstehlichen Landregen zu verwandeln.

Wie für die Ewigkeit angelegt rieselte und rieselte es unaufhörlich hernieder. Es war zum Tollwerden! Da es aber an der für solch gemeingefährliche Anfälle gebotenen kalten Douche leider nicht mangelte, beruhigten wir uns allgemach und schritten gemüthlich von hinnen, dem vielgepriesenen Kirchlein der Langobardenfürstin

Peltrudis entgegen, von dessen Besichtigung mich kein noch so schlechtes Wetter abhalten konnte.

Auf den Anblick des Pemmoschen Altares, welcher ursprünglich in der gelegentlich des Turmbaues demolirten Johanneskirche prangte und nun in der Ghiesetta San Martino am jenseitigen Ratisoneufer zu sehen ist, mußte ich ohnehin infolge Stimmenmehrheit verzichten. Um so hartnäckiger bestand ich jedoch auf dem Besuche des herrlichsten Langobardenentmals Cividales und setzte es auch richtig durch. Triumphierend schritt ich weiter, wiewohl ich am wenigsten Ursache hatte, mich dem anhaltenden Regen auszusetzen, wie meine Reisegefährten ziemlich boshaft meinten. Und hierin widersprach ich ihnen auch nicht; denn ich hatte es längst bemerkt, daß ich jämmerlich aussah.

Mein am Morgen so eleganter, drapfarbener Reiseanzug, auf den ich für den ganzen Sommer gerechnet, hatte sich zum großen Schaden seiner zarten Farbe mit dem sang-de-boeuf-rouge — wie verwünschte ich diese leidige Mode — des als Regenschirm fungierenden Schatten spenders amalgamiert. Wie ein mißlungenes Osterei, das weder vollständig rot, noch marmoriert ist, sondern nur hie und da Farbe angenommen, sah das unglückliche Ding aus. . . . Ich machte mir aber nichts daraus, lachte am meisten darüber, ja hätte wahrlich noch weit mehr als mein armes Kleid — erröten müssen, wenn ich um einer frivolen Toilettenfrage willen den langersehnten Kunstgenuß geopfert haben würde.

Im Vollbewußtsein, mir's redlich verdient zu haben, betrat ich denn auch die in dem Hofraume eines Nonnen-

klosters gelegene Kapelle, an deren Schwelle uns der gelehrte Abbate Tomadini höflichst begrüßte.

Wir hatten von einflußreicher Seite Empfehlungen an den würdigen Mann erhalten. Obwohl man unter der italienischen Regierung nicht mehr der bischöflichen Dispens bedarf, um das innerhalb der Klausur des einstigen Frauenklosters Santa Maria in Valle befindliche Kirchlein zu besichtigen, erwiesen sich dennoch die Vorteile einer maßgebenden Rekommandation in diesem, wie in jeglichem Falle, als ganz unschätzbar.

Trotzdem ich den berühmten Dahn nebst mehreren anderen Büchern gründlich studiert hatte, wären meiner nimmerfatten Wißbegierde eine Menge interessanter Details entgangen, wenn uns der freundliche Abbate, durch dessen Tod Cividale viel verloren, nicht so überaus liebenswürdig die Honneurs gemacht hätte.

Einer alten Chronik von Marcantonio Nicoletti gemäß fällt die Gründung des ehrwürdigen Kirchleins, das auf den Fundamenten des Vesta-Tempels erbaut sein soll, in die letzte Zeit des Langobardenreiches. Die fromme Fürstin Beltrudis, die samt ihren drei Söhnen von der arianischen zur katholischen Kirche übergetreten war, soll die Gründerin des altchristlichen Gebäudes sein, dessen Inneres, gleich dem vorhin beschriebenen Baptisterium, im Laufe der Jahrhunderte mehrfachen Restaurationen unterzogen ward.

Die letzte erfolgte unter der österreichischen Regierung auf Veranlassung des Freiherrn Karl von Ezörnig, des damaligen Präsidenten der Zentralkommission für Baudenkmale, während Bernardo de Rubéis in seinen

vorzüglichen Werken, laut Urkunden alter Chronisten, die im Mittelalter unter der Äbtissin Margarita della Torre vorgenommenen Restaurierungen als die bedeutendsten hingestellt.

Das Innere der Kirche tritt uns aber gleichwohl nahezu in seiner ursprünglichen Gestalt entgegen und präsentiert sich als ein von strikter Regelmäßigkeit wenig abweichendes Viereck. Das Hauptschiff wird von einem Kreuzgewölbe überragt. Die Seitenwände zeigen jetzt noch hinter den vom Jahre 1371 herrührenden und im romanischen Stil gehaltenen Chorstühlen, Teile der alten, aus Marmorplatten bestehenden Mauerbekleidung. Ebenso wie der vielfach restaurierte Fußboden hie und da noch immer ansehnliche Stücke des ursprünglichen Marmormosaiks aufweist.

Am bemerkenswertesten sind die aus Stuck ausgeführten, lebensgroßen Gestalten von sechs Heiligen, die über der Eingangstür prangen.

Weiß und gespenstisch treten sie Einem fast unheimlich in ihren langen, faltigen Gewändern entgegen. Trotz der Tageshelle bekommt man einen heillosen Respekt vor den als Jungfrauen und Märtyrerinnen verehrten Aquilejenser-Heiligen: Agape, Chionia, Anastasia und Irene.

Freimütig will ich es bekennen, daß ich drei Nächte hindurch von ihnen träumte — meine schreckliche Phantasie spielt mir nur zu oft derlei Streiche —, besonders von der heiligen Anastasia, die als vornehme Römerin mit der *Tunica palmata* bekleidet erscheint. In meinen tollen Traumbildern wollte ich mich durchaus des

prächtigen Kostüms der Heiligen bemächtigen, als Ersatz meiner vom Regen verdorbenen Toilette . . . Horrible Idee!

Man schließe aber daraus, welch' tiefen, nachhaltigen Eindruck die merkwürdigen Stuckfiguren verursachen, denen sich noch der heilige Chrysogonus und Zoilus anreihen.

Ganz besonders hervorzuheben ist ferner die Randverzierung des Tympanons ob der genannten Haupttür, bestehend aus einem herrlichen Weintraubengeranke, das im Stuckornament seinesgleichen sucht und als wahrhaft künstlerisch bezeichnet werden kann. Hingegen sind die verschiedenen Fresken zweifelsohne von minderem Werte. Desgleichen die Technik des von römischen Säulen getragenen Tonnengewölbes im dreischiffigen Chorbau.

Dieser Teil des Kirchleins ist es, der als ganz entschieden langobardisch anerkannt wird. Da zeigt man auch das Grab der Gründerin des Gotteshauses, der oben erwähnten Fürstin Petrudis. Doch ziert keine diesbezügliche Inschrift die Marmortafel der mutmaßlichen Ruhestätte. Bloß ein Palmbaum en relief bezeichnet die fragliche Steinplatte.

Ungemein befriedigt verließen wir den kleinen Tempietto, auf welchen Cividale mit vollem Rechte stolz sein kann als auf eines der besterhaltenen, langobardischen Denkmale Italiens.

An der Seite des gütigen Monsignore Tomadini, der als Oratorienkomponist sehr geschätzt wird, begaben wir uns nun ins nahe Kapitelarchiv, wo unserer neue

Wonen und neue Wunder harrten. Ja meiner Ansicht nach, birgt das prächtige Archiv die Krone alles Schönen, das die merkwürdige Stadt so reichlich aufzuweisen vermag.

Bücher sind nun einmal für mich das Höchste auf der Welt! Und deren gab es hier so viele und so hochinteressante, daß ich mich förmlich daran berauschte . . .

Der dem echten Bücherwurm angenehmer als der lieblichste Veilchenduft dünkende, leichte Modergeruch entströmte den ehrwürdigen Pergamenten, alten Folianten, Handschriften, Missalen, Codices und Urkunden, die uns der gelehrte Abbate mit diesbezüglichen, sehr lehrreichen Bemerkungen freundlichst vorwies.

Ein wahrer Schatz bibliothekarischer Juwelen aus der Blütezeit Cividales und der Patriarchenära Aquilejas offenbarte sich da unseren bewundernden Blicken. Vom V. Jahrhundert bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst und weiter bis zur reichhaltigen Bücherei unserer Tage findet sich hier alles vereint, was den Bibliophilen nur irgendwie zu interessieren und zu entzücken vermag. Die Palme gebührt aber unstreitbar der Bay des langobardischen Dux Ursus*) mit kostbarem, in goldenem Zierrat und Edelsteinschmuck prangenden Deckel aus Elfenbein, dessen Mitte eine Darstellung des gekreuzigten Heilandes krönt.

Als kostbarer Schatz aus Deutschlands fernen Gauen glänzt hier auch das Gebetbuch der heiligen Elisabeth,

*) Befindet sich nun mit sämtlichen archivariischen Schätzen im königlichen Museum, Palazzo Nordis.

Landgräfin von Thüringen. Es ist ein mit herrlichen Miniaturen und Initialen versehener Pergamentkoder in Kleinquart, mit reliefartig verziertem Elfenbeindeckel nebst romanischer Ornamentik und silberner Metall-einrahmung. Die Schnitzereien aus nun altersgebräunttem Elfenbein zählen zu den schönsten des XIII. Jahrhunderts. Auch enthält es wertvolle Miniaturen von großer künstlerischer Auffassung und Bedeutung. Ferner hochinteressante Ereignisse aus der Geschichte der Beherrscher des schönen Thüringer-Landes.

Dieses interessanten Kleinods, das bis auf die Titelseite vollkommen erhalten ist, erfreut sich das Kapitelsarchiv Cividales durch Übertragung aus Aquileja, da die heilige Elisabeth, die ob ihrer Mildthätigkeit und des bekannten Blumenwunders so hochverehrte Fürstin, eine Nichte des Patriarchen Berthold von Andechs war. Der ebenso interessante Coder Gertrudianus, von der heiligen Gertrud, Königin von Ungarn, stammend, enthält auf Seite 14 eine diesbezügliche, von verdammenswerter Hand beschädigte, sorgsam restaurierte Schenkungsschrift des mächtigen Kirchenfürsten an das Domkapitel Forojulense.

Das fehlende Titelblatt soll eine handschriftliche Widmung der fürstlichen Heiligen an ihren ehrwürdigen Oheim geschmückt haben. Möglich kann es ja sein, daß sich der Patriarch deshalb gerade von dieser Seite nicht zu trennen vermocht. Aufzufinden ist sie nicht, was wohl auch der viele Residenzwechsel des Kirchenfürsten erklären mag; denn während seiner langen Regierung vom Jahre 1218 bis 1251 ward der Sitz des Patriar-

thats mehrfach verlegt. Erst im Jahre 1238 — sieben Jahre nach dem Tode der heiligen Elisabeth — zog der als Bertoldo II. in der Kirchengeschichte hervorragende Patriarch endgültig nach Udine.

Als Ersatz der Titelseite erhielt das vielgepriesene Gebetbuch in jüngster Zeit einen neuerlichen, sinnigen Wert durch die eigenhändige Unterschrift einer dynastischen Nachfolgerin der heiligen Elisabeth.

Unter dem Datum des 4. Oktober 1899 hat sich nämlich die Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar-Eisenach, Mutter Seiner königlichen Hoheit des regierenden Großherzogs Wilhelm Ernst, in das kostbare Breviarium eingetragen.

Diesem Kleinod reiht sich ferner würdig an, ein echter Paulus Diaconus, aus dem ich mir, dank der Güte unseres verehrungswürdigen Abbate=Cicerone, Notizen über die Geschichte der Langobarden machen durfte.

Den Löwenanteil unserer Bewunderung zollten wir jedoch mit vollstem Rechte dem berühmten Evangelarium Forojuliense. Sein ehrwürdiges, bis ins V. Jahrhundert zurückdatierendes Alter nicht allein ist es, das an diesem Coder ganz besonders fesselt, vielmehr die reiche, unschätzbare und seltene Autographensammlung, die seine vergilbten Blätter ziert. Theoderich, der mächtige Ostgotenkönig und Beherrscher Italiens unter byzantischer Oberhoheit, prangt hier mit seiner Unterschrift. Desgleichen Karl der Große, der sich 774 nach Besiegung des Langobardenkönigs Desiderius als solcher huldigen ließ. Dann folgen eine unaufzählbare Menge ungemein interessanter, historischer

Persönlichkeiten, welche in der modernen Ara mit den Namenszügen des österreichischen Kaisers Franz I. und des als letzten Bourbonenkönig vielfach verehrten Grafen von Chambord einen würdigen Abschluß findet.

Mir schwindelt jetzt noch in Erinnerung all' der Herrlichkeiten, die ich im Domarchiv Cividales mit staunendem Auge erschaut und mit eigenen Händen greifen durfte Angesichts des prächtigen Bücherschatzes hätte man rein der Kleptomanie verfallen mögen, wenn man den erhebenden Anblick nicht so von Herzen gerne auch Anderen gönnte.

Ach, würden ihn sich nur Unzählige verschaffen und den so verschiedenartigen und vielverlockenden Sehenswürdigkeiten der einstigen Langobardenstadt den schuldigen Bewunderungs-Tribut zollen; denn trotz der Ungunst des Wetters galt mir jener Regentag im alten Forum Julii dennoch als ein schöner.



III.

Adriatische Berliner und ihre
Heimstätte.



Die tausend Meter lange Straße „Unter den Linden“ im herrlichen Berlin auf und ab zu schlendern, gereicht sowohl den Fremden als Einheimischen zu den größten Vergnügungen der interessanten Reichshauptstadt.

Zwischen dem Monumentalbau des von Langhans den Athener Propyläen meisterhaft nachgebildeten Brandenburger Tores und der imposanten Schloßbrücke mit ihren wunderbaren, aus karrarischem Marmor gemeißelten, alle Phasen des Kriegerlebens in idealer Auffassung darstellenden Gruppen, gibt es so viel zu sehen, daß man des langen Weges gar nicht inne wird. Kunst und Wissenschaft, denen die stolze Spreestadt das bezeichnende Anagramm: „Berolinum lumen orbi“ verdankt, entfalten sich nach allen Seiten: in Form des neuen Museums, der National-Galerie, des imposanten königlichen Schlosses, der Ruhmeshalle und der verschiedenen Denkmale, worunter Rauchs größtes Meisterwerk, Friedrichs des Großen Reiterstandbild, besonders hervorsticht.

Wenn man zwischen diesen Prachtbauten einherwandelt, flieht die Zeit im bunten Wechsel der verschiedenen Eindrücke flughast dahin. Raum, daß man des siegreichen Kaisers Wilhelm I. in schlichtedlem Stile

prangenden Palais mit dem historischen Gassenster gewahr wird, als auch schon der flüchtige Blick, vorwärts-hastend, andere Sehenswürdigkeiten erschaut.

Bald bestechen die verlockend-schönen Schaufenster der Kaufläden das Auge. Bald die großartigen Spiegel-scheiben des wienerischen Gepräges und wienerischen Namen führenden „Café Bauer“. Dann berauscht wieder ein Blick in die Wachswelt des Panoptikums und in das lebhafteste Getriebe der Kaiserpassage.

Fesselnd wirkt auch stets die Kunstauslage bei Schulte. Einladend, das schräg gegenüber aufragende Aquarium-Gebäude mit seiner weit sichtbaren, auf hohem Firsst prangenden Aufschrift. Doch die wenigsten, die es besichtigen, wissen, daß sie adriatische Berliner darin finden.

Kühn kann man dies behaupten; denn die Minderzahl der Tausende, welche jahraus, jahrein, das unter der Regie des berühmten Zoologen Brehm 1869 eröffnete, von Lürer erbaute Berliner Aquarium besuchen, kennt die Provenienz der von ihnen bewunderten Seetiere, die sich in dem künstlich zusammengestellten Meerwasser ebenso wohl befinden, wie in der heimischen Adria.

Allerdings kann das Leben eines Fisches in einem noch so vorzüglich eingerichteten Aquarium nur ein passives Vegetieren genannt werden. In dem chemisch präparierten Salzwasser findet er ja bloß das feuchte Element, das seinem Dasein fast unentbehrlicher und wichtiger als die gewohnte Nahrung ist. Allein die Existenzbedingungen, welche die Tiere zu ihrer Fortpflanzung und Vermehrung unumgänglich benötigen, sind durch

kein Surrogat zu ersetzen. Das Leben und Weben des Fisches beeinflusst nicht nur die bestens zu erzielenden, chemisch-physikalischen Bestandteile des Meeres; das leicht zu erreichende Temperatur-Maß des Wassers; die vermöge eines Stroms atmosphärischer Luft künstlich erzeugte Wellenbewegung und die Zufuhr des nötigen Sauerstoffes, sondern die gesamten, großartigen Verhältnisse der See mit ihren staunenswerten Wundern und Mysterien.

Die gewaltige Einwirkung des Mondes auf Ebbe und Flut kann keine Wissenschaft hervorzaubern. Ebensowenig die tellurischen Einflüsse. Ferner die Stürme und die mächtigen Strömungen, welche Woge auf Woge aus den Tiefen empor schleudern und die ewigwährende Bewegung der Wässer verursachen, selbst wenn der Meerespiegel glatt und ruhig ist. Denn in den Abgründen toben die rätselhaften Gewalten weiter, ebenso wie in der Seele eines scheinbar frohen Menschen, dessen beschaulich Angesicht oft nur die Hülle eines im Weh brechenden Herzens ist.

Hauptsächlich ist aber in der See, als unerreichbarer, organischer Stoff, die riesenhafte Verwesung maßgebend. Die in allen Schichten und Tiefen fortwährend stattfindende Zersetzung der abgestorbenen Flora und Fauna verleiht dem Meere nicht allein den eigentümlichen, durch den vorhandenen Salzgehalt wohlthätig gedämpften Geruch, bewirkt vielmehr auch urgewaltige chemische Prozesse, welche Elemente erzeugen, denen keine Chemie gewachsen ist.

Vor dem Laboratorium der Natur muß die moderne Gelehrsamkeit die Segel streichen! Selbst wenn sie so

großartiges wie die Röntgenschen X-Strahlen und das mit dem Nobelpreis gekrönte Radium des französischen Ehepaares Curie zu schaffen vermag.

Doch ist es immerhin staunenswert, daß die Erhaltung der lebenden Seetiere im chemikalisch zusammen-gesetzten Meerwasser erzielt wurde.

Von diesem Standpunkte aus kann es weniger Wunder nehmen, die Bewohner ferner Meere mitten im Binnenland anzutreffen. So stammt denn auch die Tierwelt, die im Berliner Aquarium zur Schau gestellt wird, größtenteils aus dem sonnigen Süden.

Der jetzige, ungemein verdienstvolle Direktor, Dr. Otto Hermes, der die ohnehin auf seltener Kunststufe stehende Anstalt, die an Größe nur vom Brightoner Aquarium am englischen Kanal übertroffen wird, zu mustergültiger Höhe emporgeschwungen, errichtete eine zoologische Station des Berliner Aquariums an der istrischen Küste im fischreichen Rovigno. Und so konnte das Unglaubliche geschehen, daß die Fauna der Adria mit ihrem gepriesenen Farben- und Formenreichtum berlinerisch geworden.

In den unzähligen kleineren und größeren, durch starke Glasplatten geteilten Schaubeecken des Aquariums tummeln und tollern sich, schleichen und springen, kriechen und gleiten, je nach Gattung und Beschaffenheit, die vielgestaltigen Kinder der Adria lustig oder träge einher. Jede Sippe, Ordnung und Klasse der wunderbaren Tierwelt ist da vertreten.

Die Fähigkeit der Fische, unter den verschiedenartigsten Umständen und Einflüssen zu leben, obwohl sie

an ihren Wohnstätten mit vielfach beobachteter Anhänglichkeit festhalten, hat sich wieder einmal glänzend bewährt. Die zoologische Aquarium-Station in Rovigno ist mithin schon deshalb, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, ganz unschätzbar. Als Vorratskammer zur Speisung des Berliner Aquariums leistet die Station und deren Lenker jedoch geradezu erstaunliches; denn es ist keine geringe Aufgabe, all die unzähligen Fische, groß und klein, die mit Schleppnetz und Fangkorb dem oft tüdtschen Meere glücklich abgerungen wurden, der heimischen See, sozusagen, zu entwöhnen, wie die Säuglinge der Muttermilch. Und das geschieht wahrhaftig, mühselig und gewissenhaft, in den Zementbehältern der Rovigneser Station, bevor die Tiere in großen, sechzig Liter Seewasser fassenden Eisenblechballons nach Berlin versendet werden.

In zwölf Behältern, durch die das frische Meerwasser immerwährend fließt, wird die Adria-Fauna für ihren Berliner Aufenthalt trainiert.

Man sieht da vor allem prächtige Hummerexemplare. Großmächtige Seespinnen und die ganze Kategorie der verschiedenartigen Krustaceen bis zur Meereichel und dem kleinsten Taschenkrebs, der unter der Abteilung der Zehnfüßer eine große Rolle spielt und nicht bloß in der Strandkrabbe — *Carcinus maenas* — vertreten ist. Auch die Weichtiere, die mitunter sehr häßlichen Mollusken, finden sich in Hülle und Fülle. Besonders Tintenfische — *Sepia officinalis* —. Ferner große, durch ihre nackten Leiber abscheulich aussehende Polypen, die aber in einem Aquarium viel Interesse erwecken,

wenn sie mit ihren langmächtigen Fangarmen aus ihren künstlichen Verstecken von Tuff- und Tropfstein heraus-schnellen, als wollten sie in ihrer Raubgier die ganze Welt erhaschen und mit ihren zahlreichen Saugnapfen verschlingen.

Wohl dem, der die Bestien nur durch Glaswände erblickt und den Schlundkopf eines Kraken niemals neben sich auftauchen sah; denn obgleich an das Märchen von Riesenpolypen, wie sie Victor Hugo so schauerlich-schön in seinen „Travailleurs de la mer“ beschrieb, nicht zu glauben, genügt es doch, die nähere Bekanntschaft eines Octopus kleinster Dimension gemacht zu haben, um einen heillosen Respekt vor solchen Meeresbewohnern zu bekommen.

Erolickender zu schauen sind die netten, stets munter umherschwimmenden Seepferdchen — Hippocampus antiquorum —, die zur Ordnung der Büschelfiemer zählen.

Schön ist auch die Seenadel, welche in nahezu zweihundert Abarten alle Meere der heißen und gemäßigten Zone bevölkert. Entzückend jedoch wirken die vielfach vertretenen Seesterne und Seewalzen, im wunderbaren scharlachroten und orangegelben Farbenspiele, prangend. Diese Holothurien, die der Stachelhäuterklasse einverleibt sind und als Tierpflanzen gelten, finden sich reichlichst in den Gewässern Novignos. Ganz besonders aber, der originelle, kugelrunde Seeigel mit seinem federartigen Stachelpanzer.

Es wäre ermüdend, all die große Menge Tunikaten, Moostiere, Muscheln und Schnecken, sowie die ver-

schiedenen Qualen, Medusen, Schwämme, Röhrenwürmer und Korallenpolypen aufzuzählen. Deshalb seien auch von der Ordnung der Knochenfische nur der zur Makrelen-Familie gehörige blaugrüne *Scombrus* genannt. Ferner die durch prachtvolle Färbung den beliebten Goldfischen der Parkteiche und Zimmerterrarien gleichenden Barsche und aus der Sippe der artenreichen, schmackhaften Meerbrassen die Goldorade — *Chrysophrys aurata* — und die Ringelbrasse.

Die Flachfische oder Seitenschwimmer — *Pleuronectidae* — mit ihrem originell verdrehten Kopf sind gleichfalls massenhaft vertreten. Ebenso die ihnen verwandten Schollen.

Schließlich darf unter den Edelfischen die allbekannte Sardelle nicht vergessen werden. Und von den Muränen, die an des indischen Ozeans Hybriden gemahnen, ist nicht allein der weichhäutige gemeine Aal, der ob seiner Schlangengestalt vielfach Grauen einflößt, anzuführen, sondern auch die höchst seltene *Muraena helena*; wie denn überhaupt die Wässer Novignos einen großen Reichtum absonderlicher Fische aufweisen.

In der Glanzepoche der Römer zählten die Aale, wie man weiß, zu den größten Leckerbissen, weshalb sie denn auch in künstlichen Teichen und Meeresbuchten gezüchtet wurden. Es wird sogar behauptet, daß einige dieser zügellosen Schlemmer die gefräßigen Muränen mit dem Fleische ihrer Sklaven mästeten. Allerdings nur der zum Tode verurteilten, immerhin aber scheußlich genug. Dieses für die jetzigen Begriffe kannibalischen Delictes wird sogar ganz unverfroren der große römische

Feldherr und Dichter Cajus Asinius Pollio geziehen. Er ward aber trotzdem von Virgil besungen und zählte zu den literarischen Koryphäen seiner Zeit.

Um sich solch kostspielige und raffiniert erzielte Tafelgenüsse gönnen zu können, müssen die Herren Schriftsteller vor Christi Geburt offenbar besser bestellt gewesen sein als heutzutage!

Die für das Berliner Aquarium bestimmten Male werden jedenfalls in der fernen istrischen Station in minder haarsträubender Weise gefüttert, so wohlgenährt die mitunter Armesdicke aufweisenden Muränen sich auch den Augen der Schaulustigen präsentieren. Die Male, die aber trotz aller Vorsicht bei Fang und Fütterung der ungewohnten Gefangenschaft meist unterliegen, gehen deshalb nicht verloren, da sie in konserviertem Zustande wissenschaftlichen Zwecken dienen. Eine Regel, die durchweg für alle Fische gilt.

Die Aquarium=Station wird demnach zwiefach ausgenützt, indem sie auch als unerschöpflicher Liefershort für Museen und öffentliche Anstalten eine hervorragende Stellung einnimmt.

In der Gelehrtenwelt, besonders in der deutschen, weiß man dies wohl zu schätzen. Aus Germaniens fernen Gauen treffen denn auch Bestellungen in reichstem Maße ein. Aber auch die Männer der Wissenschaft drängt es, die Wunder der See mit eigenen Augen zu schauen, was ihnen die gastliche Aquarium=Station bestens ermöglicht.

In der bis ins kleinste Detail nach deutschem Muster eingerichteten, vom preussischen Kultusministerium

subventionierten Anstalt, die wie ein Stück Berlin anheimelt und die sogar am unwirtlichen Meeresstrande ein kleines Vorgärtchen aufweist, sind sechs Arbeitsplätze zur wissenschaftlichen Ausbeutung der Meeresfauna eingerichtet. Sie sind stets, mitunter auch von namhaften Gelehrten, besetzt, und zur Herbst- und Frühjahrszeit, in welcher der Direktor des Berliner Aquariums, Dr. Hermes, regelmäßig durch einige Wochen in Rovigno weilt, geschieht es auch, daß ganz besonders vornehme Gäste die Station aufsuchen.

Hiervon ist in erster Linie der nun verstorbene Geheimrat Rudolf Virchow zu nennen, der wiederholt, zu wissenschaftlichen Zwecken, den Boden Österreichs betreten.

Der berühmte Gelehrte machte als *stella benigna* nicht allein ob des Berliner Aquariums Wohl und Wehe, dem er bekanntlich seit dessen Bestand sein vollstes Interesse widmete, sondern erfreute auch ganz speziell die ferne Filiale mit dem Strahlenglanze seiner Huld. Und es gereute den großen Mann durchaus nicht, das bescheidene Rovigno aufgesucht zu haben; denn nebst dem Aquarium, bietet die Heimstätte der adriatischen Berliner auch hervorragendes historisches Interesse.

Die malerisch gelegene Halbinsel Rovigno, die ursprünglich ein Eiland war und jetzt noch von der See-
seite gesehen meerumspült deucht, ist auf zwei Hügeln erbaut, die vormalig ein breiter Meeresarm trennte. Der Damm und die Fallbrücke, welche die beiden Stadtteile vereinten, fielen, als man im Jahre 1763 den bereits arg versandeten Kanal, den zu baggern eine Un-

summe gekostet hätte, völlig ausfüllte. Die Mauern und Türme, die Rovigno einst besetzten, wurden aber schon im XVII. Jahrhundert geschleift, nachdem die Venetianer endlich mit dem Seeräuberunwesen tüchtig aufgeräumt hatten.

Die Gründung Rovignos, recte Castrum Rubini, ist dem Historiker Ravennatis Anonymi zufolge erst vierhundert Jahre nach Christi festzustellen. Man hat zwar allen Grund, anzunehmen, daß diese liebliche Inselgruppe der Adria bereits in vorgeschichtlichen Zeiten bevölkert gewesen, indem man auf Santa Caterina eine prähistorische Ansiedlung entdeckte. Daß die Stadt unter den Römern eine Blütezeit erlebte, beweist nicht allein ihre ethnographische Lage an der großen Via Flavia, die von Aquileja nach Pola geführt, sondern auch manch anderes interessante Wahrzeichen. Darunter die noch heutzutage aufragende Turmrüine der Turre voraginis, sowie die Porta antica und massenhaft entdeckten Lapidarinschriften, die Mommsen geprüft.

Dieser berühmte deutsche Gelehrte konstatierte, laut Doktor Benussi's Geschichte Rovignos, eine Altartafel, die der Sessomnia Leucitica gewidmet erscheint, als den ältesten Römerfund, den das an Denkmälern jener Ara so reiche Istrien aufzuweisen vermag.

An dem jetzigen Rovigno, das zwei Häfen mit prächtigen Ankerplätzen besitzt und dessen Häusermassen förmlich aus dem Meere emporzuwachsen scheinen, fällt der hochragende Dom am meisten ins Auge. Kühn wie ein Arar ob stolzer Bergeszinne horstet er auf dem gewaltigen Hügelrücken. Umkränzt von dem unzähligen

Gewirr dicht und stillos aneinander und übereinander gebauter Häuser, die sämtlich den kunterbunten Stempel der verschiedenen Epochen ihres Entstehens, bald durch einen bröckelnden Rest kühner römischer Archivolten aufweisen, bald durch die steife byzantinische Bauart und spätere mittelalterliche Schwerfälligkeit, die aber der altitalienische Stil sieghaft verdrängte. Am meisten jedoch der venetianische, der alle anderen, schonungslos und tyrannisch gleich der *Republica veneta*, überflügelte und dem wunderbaren Gemisch istrischer Städte auch in Rovigno ein dauerndes Gepräge verlieh.

Den Glockenturm des Domes, den scharf zugespigten Campanile, krönt die Schutzpatronin Rovignos, die heilige Euphemia, das Wahrzeichen ihres Märtyrertodes, das grause Rad, zur Seite.

Der imposante Dombau ward der chalcedonischen Heiligen zu Ehren in der Hälfte des X. Jahrhunderts unter Kaiser Otto I. auf den Fundamenten der früheren, viel kleineren Kirche des heiligen Georg errichtet.

Die Tradition verkündet die Wunderlegende von der Landung der irdischen Reste der heiligen Euphemia. Vom fernen Bosporus durchkreuzte sie in ihrem marmornen Sarge das mittelländische Meer und die Adria, um am 13. Juli des denkwürdigen Jahres 800 der christlichen Zeitrechnung, unter byzantinischem Reiche, in Rovigno einzutreffen. Beflügelter als jegliches Segelschiff fuhr die Sarkophagische Arche einher, welche die Geschichtschreiber als „*saxea navis*“ bezeichnen, und welche, wie eine andere Version behauptet, von einem Rudel schwimmender Hunde getragen ward, denen sich

die Märtyrerin bei Lebzeiten freundlich erwiesen. Vor dem andrängenden Volke, das die Heilige unter stürmischen Rundgebungen verehrte, flüchteten aber die treuen Tiere in die Grotten des angeblich hohlen Rovigneseer Berges. Dort bewachen sie nun schon seit Jahrhunderten die Zufluchtstätte ihrer Heiligen, auf daß die See Rovigno nicht ebenfalls verschlinge, wie die nahe Insel Cissa.

Der Glaube an die Hunde der heiligen Euphemia lebt jetzt noch in der frommen Bevölkerung ungeschmälert weiter. Wenn im Baldbora der Sturm tobt und an den Häusern rüttelt, daß die turmhohen Wogen der gierigen See zur Springslut anschwellen und spielend über die Dächer hinwegrollen, meint Alt und Jung aus dem unheimlichen Heulen des Windes das beruhigend wirkende Gefläß der wachsamten Hunde zu vernehmen, welche die bedrohte Stadt schützend betreuen.

Die Katastrophe, welcher Cissa zum Opfer fiel, ist aber durchaus nicht legendär. Dies Eiland, das im Altertum eine phönizische Purpurfabrik besessen haben soll, ist tatsächlich den Chronisten des Landes gemäß, unter denen der hochgeschätzte Triester Archäologe Dr. Randler vorwiegend zu nennen, infolge eines Erdbebens, das als *terremotus horribilis* geschildert wird, ungefähr um die Mitte des VIII. Jahrhunderts ein Raub des Meeres geworden. Bei Ebbe und ruhiger See erblickt man ganz deutlich in einer Tiefe von fünfzehn bis zwanzig Metern das Vineta des Südens. Die nordische Sage hat sich in den Fluten der Adria in traurigster Weise bewahrheitet. Von Fischern und Seefahrern wird jene Stelle des Meeres ängstlich gemieden;

denn das starrende Gemäuer ist sowohl den Fanganegen als dem Kiel eines Schiffes ungemein gefährlich.

Novigno, das der Wechselherrschaft so vieler Länder und Völker unterworfen war, fiel seit 1813 endgültig an die österreichische Monarchie, nachdem es bereits zu Ende des XVIII. Jahrhunderts, vor der französischen Invasion, infolge des Friedens von Campo Formio (1797) vorübergehend von den Österreichern besetzt worden war.

Im Schutze des Doppelaars hat sich Stadt und Land vielseitig entfaltet, wofür die auf nahezu 12 000 Seelen gestiegene Einwohnerzahl und der blühende Fabriks- und Werftenbestand am besten spricht.

Auch das im Jahre 1888 in San Pelagio eröffnete große Seehospiz, das ein Wiener humanitärer Verein begründet, an dessen Spitze die namhaftesten Ärzte der Kaiserstadt stehen, förderte wesentlich die Hebung Novignos. Die Errichtung der Aquarium-Station hat aber nun vollends in den weitesten Kreisen zur Kenntniss des bis zum Eisenbahnbau ziemlich weltverlorenen istrischen Städtchens beigetragen.



IV.

Frauenmacht.



Piff, paff, puff!

Es war aber nicht Marcells allbekanntes, schönes Hugenottenlied, das da erklang . . . Dennoch schwirrte es aber wie ein Echo der furchtbaren Bartolomäusnacht in den Lüften, das gräßliche, aus französischen Flinten knallende Piff, Paff, Puff, das in den alten Mauern Veronas mörderisch erdröhnte.

Wie der tosende Orkan vernichtend einherbraust. Wie die allzermalmende Lawine mit ihrem wuchtigen Schneelafen über Berg und Thal verheerend sich wälzt. Wie der Sturmwind die Welle peitscht und über Land und Meer dahinfegt, brach das übermütige Franzosenheer siegreich und vernichtend unter ihrem ruhmgekrönten Felbherrn Napoleon Bonaparte, der dazumal den künftigen Imperator erst ahnen ließ, im schönen Italien ein.

Daß die gesitteten Söhne des alten Galliens ärger als die Vandalen in den herrlichsten Landen Europas gehaust, zeichnet die Geschichte mit ehernem Griffel und braucht nicht erst hervorgehoben zu werden; denn wenn auch die Prachtbauten Italiens nicht dem Erdboden gleich gemacht wurden, vergriffen sich doch die sieges-

trunkenen Franzosen an den beweglichen Kunstschätzen in unverzeihlicher Weise. Sie schleppten alles von hinnen, was nicht gerade niet- und nagelfest war und der Plünderung zu widerstehen vermochte.

Das von hochaufgetürmten Wällen umstarrte Verona, in dessen Mauern schon so mancher Partaikampf ausgefochten ward, als deren gräßlichster der grimmige Zwist der Montecchi und Capuletti im tragischen Ende der vielbesungenen Julia und ihres unglücklichen Romeo's gipfelt, sah dem Anrücken der unheimlichen Gäste zitternd und zagend entgegen.

Mordend, brennend, versengend, plündernd und raubend zog die wilde Kriegsschar durch den doppelbogigen Portone della Bra und die berühmten Kriegstore Sanmichelis ein. Niemand wagte eine Verteidigung, da ja dies sogar die hoffnungslos abziehende Besatzung schon im Vorhinein als nutzlos betrachtet hatte.

Alles floh, erzitterte und verbarg sich vor der schrecklichen Horde.

Unaufhaltsam drangen die Wüteriche weiter. Die Piazza dei Signori. Die großartigen Denkmäler der Scaligeri nebenan. Der herrliche Dom Santa Maria Matricolora. Die Casa dei Mercanti, San Nazaro e Celso mit der merkwürdigen Felskirche. Die imposante, wunderbar erhaltene Arena. Der Palazzo del Consiglio und die Prachtbauten der Privaten: alles war im Nu erobert, überwältigt und besetzt.

Trunken von zügelloser Kriegslust, brutal erzwungener Frauenhuld und jeglicher Schlemmerei und

Brasserie, hielt eine Abteilung Soldaten vor dem Tore eines entlegenen Nonnenklosters, das in jeder Hinsicht gute Beute versprach.

Das mächtige Holzportal mit den wuchtigen Eisenstäben und dem kunstvollen Türklopfer vermag dem Anprall der Erstürmenden, die mit Art, Bajonett und Kolbenschlägen drauf loswüthen, nicht lange zu widerstehen. Doch sobald die beiden Türflügel erbrochen, prallen die siegestoll vorandrängenden Soldaten jählings zurück, als ob der eherne Mund mörderischer Kanonen ihnen ein Halt geböte.

Das Bild, das sich den wüsten Gefellen wie eine überirdische Vision offenbarte, war aber auch geschaffen, die Rohesten zu ermahnen und die in jedes Menschen Brust schlummernden, bessern Gefühle, selbst beim verkommensten, zu erwecken.

In der großmächtigen, festlich geschmückten und gleichsam zum Empfange willkommener Gäste mit allerlei Blumen und Blattpflanzen herrlich decorierten Halle, stand die ganze Schar frommer Schwestern beisammen.

Flackernder, tausendfältiger Kerzenschein beschien die marmorableichen, mitunter jugendlichen Gesichter der schicksalsergebenen Nonnen. Die Hände, welche die mattbrennende Leuchte wie zum Gruße hochemporhielten, klammerten sich so willensstark um die harmlosen Wachsstöcke, als wären es die furchtbaren Keulen eines Herkules, mit denen sie da im nächsten Augenblick sieghaft und vernichtend dreinzuschlagen vermocht hätten.

Mutig, imponierend und hochaufgerichtet wie eine Erzstatue, die man zertrümmern, aber nicht biegen

kann, stand die Äbtissin inmitten ihrer Ordensschwestern. Sie war eine hohe Aristokratin, ob ihrer Schönheit und Tugend einst viel bewundert und hatte vor wenigen Jahren erst, nach dem Tode des geliebten Gatten den Schleier genommen.

So stolz, so hehr, so unbezwinglich und unnahbar stand die schwache Frau den Männern gegenüber, daß diese im ersten Augenblick überwältigt zurücktaumelten.

Das funkelnde, mit Diamanten geschmückte Kreuz, das die Oberin als Zeichen ihrer Würde an goldener Kette um den Hals trug, reizte jedoch die Habgier des Anführers so gewaltig, daß er mit einem rohen „En avant!“ vorwärts stürzte und gierig nach dem kostbaren Juwel langte.

Keine Hand regte sich, um die seine zurückzuhalten. Auch die der Äbtissin nicht, welche sich begnügte, flammenden Blickes den Offizier zu mustern und herrisch zu fragen, ob er ein Franzose sei.

„Certainement!“ klang es übermütig zurück.

„Vous mentez!“ donnerte ihm die lautschallende Stimme der Äbtissin vernichtend entgegen; „denn ein Franzose kann kein Dieb sein!“

Mit unsäglichlicher Verachtung ward dies Wort gesprochen, das entwaffnend gleich der Übermacht einer feindlichen Armee, auf die rohe, doch nicht gänzlich entmenschte Schar wirkte.

Beschämt senkte der Offizier sein lüsternes Auge, das gierig an der Schönheit der noch immer begehrenswerten Matrone sich gelabt. Ihren Vorteil gewahrend, fügte die beherzte Nonne hoheitsvoll hinzu:

„Soldaten! Tut, was Ihr nicht lassen könnt! Dies Haus birgt noch manch' anderen Schatz, als dies arm-selige Kreuz; aber nimmer hätte ich es geglaubt, daß Franzosen so zu handeln vermögen. Um die Söhne der großen Nation würdig zu empfangen, stand ich da, indeß . . .“

„Sie sollen sich nicht getäuscht haben, edle Frau,“ rief der Offizier begeistert aus. „Sie haben *va banque* gespielt, Madame, und gerade dadurch alles gewonnen. Respekt vor solch kühnem Einsatz! Ich war Edelmann, bevor ich notgedrungen die rote Republikanermütze aufstülpte und bevor die Schreckenszeit jedes bessere Gefühl in mir ertötete, das Ihr mutiges Wort neuerdings erweckt. Franzosen wissen in allen Lagen des Lebens die wahre Würde edler Frauen zu ehren, wenn sie ihnen so ergreifend und so achtungsgebietend entgegentritt! Meine Mutter hat es mich einst als Kind und als Jüngling gelehrt . . . Dem Andenken der Teuren und Ihrem Mute zum frommen, Madame, sei dies Haus vor aller Unbill gefeit!“

Sprach's und zog mit seiner ehrerbietigst die Waffen senkenden Schar zum kaum erstürmten Thor hinaus, das er fortan mit der Treue eines Hundes bewachte.

Infolgedessen zählte jenes entlegene, durch schwache Frauenmacht so wunderbar beschirmte Nonnenkloster zu den wenigen Gebäuden, welche in Verona, einer beglaubigten Tradition gemäß, während der französischen Invasion zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts der allgemeinen Plünderung entgingen.

V.

Die prähistorischen Funde
Santa Lucias.



Im Weichbild des österreichischen Litorale, des gottbegnadeten, herrlichen Landstriches, in welchem Nord und Süd zum trauten Bund die Hand sich reichen, ist dem einst so mächtigen, jetzt ganz unbedeutenden, nur noch historisch-denkwürdigen Aquileja eine gar gewaltige Rivalin entstanden.

Man pilgert nun nicht allein zur klassischen Stätte, die der furchtbare Attila dem Erdboden gleich gemacht (452). Man interessiert sich nicht bloß für ausgegrabene Gemmen und Edelsteine. Für Mosaikböden, Skulpturwerke, Säulen, Amphoren, Karniese, Lapidarien, Münzen und für sonstige Altertümer. Man richtet sein Augenmerk gegenwärtig hauptsächlich auf das bescheidene, bergumstarrte Santa Lucia, wo zwar keine stolzen Überreste römischer Herrlichkeit und Brunksucht zutage treten, wo aber dem Paläontologen noch weit lockendere Schätze winken.

Das Mythische, Unergründliche, Geheimnisvolle. Das Ungewisse und Sagenumspinnene ist dem Menschen von jeher anziehender gewesen; und so vergißt man denn auch ob der prähistorischen Funde genannten Ortes die ganze versunkene Pracht der alten Römerstadt.

Die verächtigten Brasser und übermütigen Genußmenschen, die im Schwelgen und luxuriösen Wohlleben ihresgleichen suchen konnten, mußten den schlichtesten Völkern weichen, welche die Menschheit aufweist und welche, wie männiglich bekannt, ihrem Kulturleben nach in vier große Perioden eingeteilt werden.

Zu welcher Epoche, zu welchem Volksstamme und zu welcher Rasse nun die Menschen zu zählen sind, deren Grabesruhe in Santa Lucia nach undenklichen Zeiten gestört wurde, läßt sich noch immer nicht genau feststellen, da die entdeckten Funde grundverschieden sind. In ihrer Einfachheit und Mannigfaltigkeit lassen sie sowohl auf die Bronzeperiode, als auch auf frühere Zeiten schließen.

Bekanntlich ist das Präzisieren einer Epoche aus altersgrauer, nebelumhüllter Vergangenheit fast unmöglich. Der Ursprung der Kultur ist ja nach Lückes Theorie bei den verschiedenen Völkern zu allen Zeiten stets ein relativer gewesen. Folglich gebricht einem der Nachweis, wann und wie im Laufe der Jahrtausende, bei der am ganzen Erdrund zerstreuten Menschheit, die Auferstehungsstunde der Kunst geschlagen.

Dies lehrt uns hinlänglich die Geschichte der alten Ägypter, deren Schrifträtsel unserer modernen Gelehrsamkeit Dinge enthüllen, die der vielgerühmten Kultur des XIX. Jahrhunderts schier spotten. Ferner Schliemanns großartiges, bahnbrechendes Wirken um die Entzauberung einer schattenhaften Vorwelt.

Dem unsterblichen Spaten dieses großen Mannes, auf den Deutschland mit Recht stolz sein kann, nach-

eifernd und von seiner Begeisterung und seiner Energie durchdrungen, gräbt und scharrt der verdienstvolle Gelehrte Dr. Karl von Marchesetti seit dem Sommer 1884 auf den Gefilden Santa Lucias, wo auf dem edlen Humus der Jahrtausende alten Nekropole bis vor kurzem die Rebe reifte, der Weizen sproßte und die Kartoffel blühte.

Ein Zufall ließ auch diesmal, wie gewöhnlich bei solchen Ereignissen, die durchschnittlich in der geringen Tiefe von zirka zwei bis drei Metern befindliche Totenstätte auffinden. Deren erste Spuren, in Form von Ringen, Tongefäßen und Bronzefibeln, wurden bereits im Jahre 1850 entdeckt; erfreuten sich jedoch keiner besonderen Beachtung, da nur der damalige Ortspfarrer, Tomaso Ruttar, sich hierfür interessierte und die sonderbaren Gegenstände in seinem Glaschrank als Kuriosum aufbewahrte.

Dort erblickte sie denn auch, zum Glück — nach vielen, vielen Jahren unverzeihlichen Brachliegens — das Kennerauge des als Archäologe bekannten und geschätzten Advokaten Doktor Bizzaro. Der wußte den interessanten Fund sofort zu würdigen, komplettierte ihn durch weitere Ausgrabungen und kündete der Welt durch Wort und Schrift hiervon.

So wurde die anfänglich als reine Mär belächelte Entdeckung bekannt, bis der Ausspruch maßgebender Fachmänner und kundiger Gelehrten der Sache den unbestreitbaren Stempel der Wahrheit aufdrückte.

Seit nun gar der Direktor des Triester Museums, der bereits genannte Dr. von Marchesetti, fast all-

jährlich zur Sommerzeit über Görz in die kühlen Berge hinaufwandert, um im Herzen der julischen Alpen nach den Schätzen und Merkmalen längst verschwundener und versunkener Epochen zu fahnden, zweifelt niemand mehr an dem Bestand der altehrwürdigen Nekropole, die, zur großen Freude der Bevölkerung, aus ihrer modernden Vergessenheit ersteht.

Jahr um Jahr, Tag um Tag, Stunde um Stunde bringen uns neue Wunder aus dem fabelhaften Ort. Der untrügliche Beweis, daß das schöne Ssonzotal von vorgeschichtlichen Menschen bevölkert gewesen, trotzdem sich ihre Existenz weder in megalitischen Bauten, noch in den bescheidenen Tumuli paganorum, den bekannten Hüengravern, verriet.

Das Volk, das vor Jahrtausenden in der wildromantischen Bergschlucht Santa Lucias gehaust, pflegte für seine Toten durchwegs die Bestattungsform des Leichenbrandes auszuüben. In den mehr denn tausend bisher entdeckten Gravern ward kein einziges Mal die Inhumation konstatiert. Die sepulcralen Zustände offenbarten sich bis auf kleine Abweichungen stets als dieselben.

In Anbetracht der großen Ausdehnung des Totenackers, der mehr als 10 000 Quadratmeter mißt, ist anzunehmen, daß einen langen Zeitraum hindurch verschiedene Völker die Talschluchten der julischen Alpen bewohnten, weil der schmale Bergkessel Santa Lucias keine große Niederlassung zuläßt. Doch könnten die massenhaften Gräber der Ograjnica — ein schmales, eine Landzunge bildendes Feld zwischen den schäumenden Gewässern des Ssonzo und der Idria — auch durch

die bis zum heutigen Tage herrschende Sitte erklärt werden, von den im weitesten Umkreis ausgedehnten Ortschaften die Toten an ein und derselben Stätte zu begraben.

Alte Männer wissen noch jetzt zu erzählen, daß im Tolmeiner Friedhof, Sankt Daniel in der Wüste, nicht allein die Toten aus den nahen Dörfern beerdigt wurden, sondern auch die Leichen der in der fernen Wochein Verstorbenen.

Wenn man daher bis vor kurzem den weiten, beschwerlichen Weg über die hohe, unwirtliche Bergkuppe der Skerbina, welche die Grenze zwischen dem Küstenlande und Krain bildet, nicht scheute, um die Toten in gewohnter Gemeinschaft zu begraben, ist es allerdings nicht unmöglich, daß der durch Sagenüberlieferung erhaltene Gebrauch bereits unter den vorgeschichtlichen Bewohnern unserer Alpen beobachtet wurde.

Einem solchen Verfahren könnte auch der Umstand entsprechen, daß sich in verschiedenen Gräbern Steinplatten vorfanden, deren Gattung in Santa Lucia nicht vorkommt, sondern nur in dem nahen Modrea. Teilweise auch in viel entfernterer Gegend.

Doch sei beides hier als Hypothese aufgestellt.

Zur Wirklichkeit zurückkehrend und zu den auf genauen wissenschaftlichen Studien gestützten Berichten des Doktors Marchesetti, sei nun des näheren über die prähistorischen Funde erwähnt.

Vor allem muß gesagt werden, daß die Gräber durchaus nicht in symmetrischer Reihenfolge, Ordnung und Schichtung sich vorfinden. Es werden zuweilen in

einem Quadratmeter mehrere entdeckt und hinwieder verhältnismäßig größere Flächen gänzlich resultatlos freigelegt.

Die Beisetzung der Asche erfolgte in verschiedener Art und Weise. Meist ward ganz einfach ein rundes, oft nur 80 Zentimeter tiefes Loch gegraben, in welchem die verkohlten Überreste des Scheiterhaufens deponiert und mit einem x-beliebigen Stein größerer Dimension — meistens Schlacken- oder Schieferplatten — beschwert wurden.

Im anderen Falle; jedoch in verschwindender Minderzahl, zeigen sich die Aschenreste des Leichenbrandes sorgfältig in Tonurnen — Ossuaren verschiedenster Form und Gattung — gesammelt und in ähnlicher Weise dem Schoße der Erde anvertraut. Allein von der früher zitierten Bestattungsart weichen sie dennoch ab, indem der Bescherstein unmittelbar auf die Urne zu liegen kam, wie man es aus den Abbildungen keltischer Urnenhügel ersieht. Nur mit dem Unterschiede, daß in Santa Lucia die Kohlen und Aschenmasse in der einfachen Erde gebettet ist, ohne von den aus nord-europäischen Dolmengräbern bekannten Rollsteinhaufen und sogenannten Brunnen umgeben zu sein.

Der Totenkultus erscheint aber trotzdem, den analogen Bestattungsverhältnissen nach, auf eine gemeinsame religiöse Anschauung basiert.

Hiermit sei aber durchaus nicht die Vermutung aufgestellt, daß wir es mit den Grabaltertümern eines indogermanischen Volksstammes zu tun haben. In den maßgebenden Kreisen der Sachverständigen herrscht viel-

mehr die Ansicht, daß die Menschen, die in grauer Vorzeit in unseren Bergen gelebt, ihrer Kulturstufe nach weit eher aus dem Orient stammten, so schön und zierlich sind mitunter die Funde, welche ihre zu Asche verwandelte irdische Hülle umgeben.

Nebst der Tatsache, daß dieses sagenumhüllte Volk mit Hab und Gut in kühler Erde bestattet ward, ist auch noch der Umstand höchst interessant, daß sich schon dazumal Arm und Reich zu sondern wußte.

Man weiß dies nicht allein durch die mehr oder minder reichen Beigaben in Form von kleineren und größeren Bronze- und Tongefäßen, Fibeln, Armringen und Glasperlen zu erklären, sondern auch in der Gattung des Holzes, das zur Verbrennung der Leichen verwendet wurde.

Der Analyse des bekannten Chemikers Professor Bierthaler gemäß, stammen die Kohlenreste teils aus Tannen-, Eichen-, Birnen-, Linden- und Nußholz. Während nun die ärmere Klasse sich mit dem gewöhnlichen Feuer von Tannenreisig und Eichengeäst begnügen mußte, ward dem Reichen der Weihrauch der Linde zuteil, deren edles Holz seinen Kadaver verkohlte und nach Jahrtausenden noch seine bevorzugte Stellung bekundet.

Aus diesem Unterschiede der Klasse ganz allein offenbart sich auch die leicht irreführende Verschiedenheit der Gefäße und Ornamente. Dieselben sind durchaus nicht als chronologische und ethnographische Merkmale oder gar Entwicklungsstadien einer verschiedenen Epoche zu bezeichnen. Der vielgenannte, gewissenhafte Gelehrte,

welcher die Ausgrabungen mit Argusaugen überwacht, hat in ein und demselben Grabe, neben den bescheidensten Erzeugnissen der Töpferkunst, die wunderbarsten Schmucksachen vorgefunden.

Man kann daher den Schluß ziehen, daß es den Armen an dem Obolus des Reichen nicht fehlte. Die haben wahrscheinlich während der Bestattung ihrer von Glücksgütern weniger gesegneten Mitmenschen hie und da eine Fibel, einen Armring oder eine Glasperlenschnur zur Arche des Verbliebenen gebettet. Ebenso wie die jetzige Generation in Form von Kränzen ihr Beileid und ihre Teilnahme auszudrücken pflegt.

Von den Tongefäßen, deren einfachste in der äußeren Form unseren Blumentöpfen gleichen und die meistens mit der Drehscheibe verfertigt sind, ist nebst der Ähnlichkeit mit der charakteristischen, norditalienischen Terramarenteramik noch der Umstand einer ganz besonderen Species hervorzuheben. Sie wurde bis jetzt in gleich kolossaler Dimension und origineller Gattung in keiner anderen Nekropole aufgefunden.

In der Größe und äußeren Gestalt gleichen diese Totenreliquien noch am allermeisten den englischen Aschenurnen aus den Barrows, die ob ihrer Eleganz und neßförmigen Musterverzierung so sehr geschätzt werden.

Als Kabinettstücke können ihnen wohl ohne weiteres die Ossuarien unserer Provinz zur Seite gestellt werden.

Es sind dies sehr große, bauchige Urnen, die weder Henkel noch sonstige Ornamente aufweisen; jedoch durch ihre, in parallel durchlaufenden Zonen aufgetragene,

schwarze und rote Farbe erzellieren. Hauptsächlich aber durch die Merkwürdigkeit, daß der Glanz des Farbstoffes durch Lack gehoben erscheint.

Diese Urnen erwiesen sich nicht allein als seltene, sondern unstreitbar auch als kostbare Exemplare, da man mehrere mühsam zusammengenietet und sogar verlötet vorfand.

Gingegen wurden bis jetzt weder Mützen- und Buckelurnen — umbones —, noch die aus den nordischen Torfmoorfunden bekannten Hängeurnen aus Bronzeblech vorgefunden. Desgleichen keine einzige Gesichtsurne, wie man deren in Kleinpommern so vielfach entdeckte und die merkwürdigerweise mit den von Schliemann in Hisarlik ausgegrabenen Gesichtsvasen eine so große Analogie zeigen.

Von den sonstigen Fundobjekten sind unter den Schmucksachen die mannigfaltigsten Fibeln noch ganz besonders hervorzuheben.

In erster Linie ist wohl die vielverbreitete Certosa-Fibula mit ihrer eigentümlich ausgeprägten Originalität zu nennen. Ebenso die stilvolle Gewandnadel mit gedrehtem Bügel, der in kreisförmigen Windungen in die Nadel übergeht. Ferner jene Fibel, die in Form der Sicherheitsnadel — sogenannten Frosch — ihrer praktischen Verwendung halber bis auf den heutigen Tag zu erhalten sich mußte.

Die durch die Hallstädter Funde gekennzeichnete, runde Bronzefibel mit den dicht aneinander gereihten Spiralwindungen, kommt gleichfalls in Santa Lucia vor. Nicht minder, wenn auch nur in einzelnen Exem-

plaren, die Lüne-Fibel. Und in reicherer Quantität die der istrianischen Fundstätten. Desgleichen die eleganten Fibeln des speziell italienischen Typus, sowie die halbmondförmigen, perlenartig gerippten mit ihren reichen Anhängseln von Ringen und Vincetten.

Als die Perle aller aufgefundenen Schmuckgegenstände ist aber unstreitbar eine kleine, drei Zentimeter lange, wunderschöne Fibel zu bezeichnen, wie man sie kunstvoller und prächtiger kaum sich denken kann!

Dieselbe zeigt die Form einer Biga, des bekannten zweirädrigen Römergefährtes, in dessen Mitte der Kosselenker sitzt und das kühn ausholende, den Bogen der Biga bildende Dreigespann lenkt.

Die galoppierende Bewegung der Pferde ist so ausgezeichnet dargestellt, daß man sich nur einen Künstler als den Schöpfer des allseits bewunderten Kleinods vorstellen kann.

Doch wer mag wohl dieser Künstler einer altersgrauen, vom schwindelnden Rad der Ewigkeit erdrückten Vorzeit gewesen sein? — Wer das Volk, das seine Toten derartig schmückte und ehrte? —

Daß der Schönheitssinn bereits unter diesen Urmenschen herrschte, bezeugen auch die gedrechselten Haarnadeln mit großen Köpfen, die, bis auf wenige aus Bein, durchwegs gleich den Handgelenkspangen und Brustplatten, aus Bronze sind. Desgleichen die Kopf-, Halsringe und sonstigen Ornamente.

Bemerkenswert ist, daß unter den vielerlei Grabgeschenken, zu denen die massenhaft entdeckten bunten Glas- und Bernsteinperlen zu zählen sind, weder häus-

liche, noch wirtschaftliche Geräte sich vorfanden. Ebenso fast gar keine Waffen.

Es ist daraus zu schließen, daß wir es mit einem äußerst friedliebenden Volke zu tun haben. Das hat in der Einsamkeit seiner Berge ein ruhiges, beschauliches Leben geführt und die wenig aufgefundenen Dolchmesser wahrscheinlich nur zu Jagdzwecken gebraucht.

Man kann dies dem Material der Gräberfunde nach ohne weiteres gelten lassen. Mithin der Überzeugung Raum geben, daß die vorgeschichtlichen Bewohner des idyllischen, vom Isonzo und der Idria durchbrausten Gebirgstales, am Fuße der Robila glava, durchaus kein Krieger- und Heldengeschlecht gewesen.

Die stummen Zeugen ihrer Existenz dürfen uns aber deshalb nicht minder wertvoll erscheinen!

Daher möge Keiner, der zur schönen Sommerszeit den Wanderstab ergreift und von Nah oder Fern an den blauen Idriastrand verschlagen wird, versäumen, das Triester Museum aufzusuchen; denn dort sind die sorgsam geordneten und zur Schau gestellten prähistorischen Funde Santa Lucias zu sehen, die der verstorbene Geheimrat Rudolf Virchow, zum Stolze der ganzen Provinz, an Ort und Stelle bewundert.



VI.

Aus den Euganei'schen
Bergen.



Schloß Cattajo.

Mais pour rien au monde! Dies war das Lösungswort des heißen Junitages, an welchem ich in bester Gesellschaft, in offener Giardiniera, die gutgehaltenen Straßen besuhr, welche sich durch die großartige Po-Ebene zwischen Battaglia, Este und Padua inmitten der anmutigen Euganeischen Berge dahinschlängeln.

Man kann sich nichts Reizenderes denken, als diese herrliche Landschaft mit den üppigen Kornfeldern, aus denen hie und da, in mannigfaltigster Gestaltung, die prächtig bewaldeten, an ihren Spitzen und Abhängen mit Klöstern, Ruinen, Villen und ganzen Dörfern geschmückten Hügelgruppen, inselartig aufragen.

Wie immer aber diese vielbewunderten Berge unseren Blicken sich offenbaren, sei es als bescheidener Maulwurfshügel, oder dem Doppelhöcker eines imposant au ruhenden Dromedars phantastisch gleichend, oder auch als hoch emporragender Regel und selbst als gewaltiger Höhenzug: so sind und bleiben sie doch insgesamt malerisch-schön und erfreuen das Auge durch ihr wechselvoll schattiertes Grün, das vermöge der reichwuchernden

Oliven-, Kastanien-, Eichen- und Birkenvegetation verschiedenartigst schillert.

Diese herrlichen Hügel, die ihrer Lage, Bildung und Entstehung gemäß als geologische Merkwürdigkeit gelten, deuchten mir vom Himmel herabgefallene Riesenfmaragde. Und die im Sonnenschein goldig funkelnden Fruchthalme der in schönster Reife prangenden Saaten, boten die wunderbarste Einfassung hiezu.

Aber ach! die Illusion hält nicht lange an! Man wird nur zu bald daran gemahnt, daß man es mit Gebilden ganz anderer Natur zu tun hat. Selbst die poetisch gesinnteste Seele muß bei näherer Bekanntschaft zugeben, daß die liebliche Hügelreihe unmöglich vom Himmel herabgefallen sein kann; denn der Duft, der ihr entströmte, müßte alsdann ein — himmlischerer sein. So aber wird man schon beim ersten Einatmen der schwefeldurchdrängten Luft daran gemahnt, daß man auf vulkanischem Boden wandelt und daß die Euganeen ihre dem Alpensystem gegenüber schwer zu erklärende Existenz, verschiedenen, in undefinierbaren Zeiten stattgefundenen Eruptionen verdanken. So auch die berühmten, vielbesuchten Thermen Abanos, deren heilsame Wirkung schon den Römern bekannt war.

Das kochende Schwefelwasser, das mit einer Temperatur von 85 Grad Celsius dampfend und brodelnd aus unzähligen Quellen hervorschießt und sogar kleine Seen bildet, zeugt gewiß am besten von der Vulkanität der gesamten Bodenbeschaffenheit des versteinungsreichen Flözkalkes, blasig durchlöcherten Trachits und rötlich-gelben Eisenockers. Daß folglich in Albano und

dessen Umgebung nichts vom Himmel herabgefallen und fällt, als die heißen Sonnenstrahlen, gaben wir Insassen der luftigen, oder besser gesagt erstickenbschwülen Giardiniera gar bald zu.

Die poetischen Vergleiche, deren sich die reizenden Hügel in den ersten Minuten unserer Wagenreise erfreuten, verwandelten sich in stumme Seufzer . . . Und da wir nun schon so bald die Schattenseiten der vielgepriesenen Landschaft kennen lernten, wünschten wir insgesamt, wenigstens auf der — Schattenseite der Berge unsere Reisetour fortsetzen zu können.

Dem war aber leider nicht so! Unser stilles Sehnen ging nicht in Erfüllung. Der Wagen rollte weiter und weiter, und die Gegend ward stets flacher und schattenloser. Die grünen Hügel, die den westlichen Horizont Albanos begrenzen, entschwanden rasch unseren Blicken. Zuerst San Daniele, dann Monte Ortone, an dessen Fuß das von uns bewohnte, prächtig ausgestattete Bade-Etablissement sich majestätisch ausbreitet. O, wie so sehr sehnten wir uns nun dahin zurück! Wie viel besser wäre es gewesen, in den von wildem Wein lieblich umrankten Arkaden des Hotels umherzuwandeln, statt unsere feinsollende Lustfahrt in der unausstehllichen Sonnenhitze fortzusetzen! —

Dies verriet die Miene meiner Reisegefährtin nur zu deutlich. Und ihr Gatte schien auch von ähnlichen Gedanken heimgesucht. Nun begann ich ernstlich für meine Landpartie zu zittern, da es mir sehr daran gelegen, Arquà, das Ziel unserer Reise, ja gewiß zu erreichen. Rasch beschloß ich, meine Begleiter in eine

recht fesselnde, interessante Konversation zu verwickeln, auf daß dieselben womöglich alles übrige darüber vergäßen. Allein es war leichter beschlossen, als ausgeführt. Denn wie kann man wohl bei einer Hitze, die einem die Anstrengung des Denkens in glänzendes Naß aus den Poren treibt, ein brillantes Gesprächsthema ausfindig machen?

Was sollte ich denn plötzlich für besonders fesselndes Zeug mit Leuten sprechen, denen ich seit Wochen an der langweiligen Table d'hôte gegenüber saß und vor denen ich demnach mein ganzes Konversationswissen bereits ausgeframt? — Was konnte ich nur ersinnen, um das Interesse des sympathischen polnischen Ehepaares wachzurufen?

Umsonst zermarterte ich mein Hirn. Bloß ein wirres Chaos der allernichtigsten Gedanken fand sich darin vor. — Ha! Endlich ein Lichtblick, eine passende Idee; doch auch diese nicht mein eigen, nämlich: „Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß.“ Kühn beschloß ich, da mir schon absolut nichts anderes einfiel, die Verse Schillers zu variieren. Und es gelang! Ich begann hiemit, meinen Reisegefährten begreiflich zu machen, daß man hier zu Lande transpirieren müsse. Daß man ja nur deshalb von weit und breit nach Abano käme und es daher mehr als billig sei, wenn man bei den großen Auslagen für das obligate Bade-Transpirieren in den Nachmittagsstunden die Kur gratis genießen könne.

Plaudernd und scherzend erreichten wir nach andert-halbständiger Fahrt und nachdem wir uns wieder

der Euganeischen Bergkette genähert, das alte Schloß Cattajo, welches die erste Etappe unserer Tour bildete. Es ist der vielgerühmten tartarischen Burg Cattaji nachgebildet und gilt als architektonische Perle.

Als Österreicherin interessierte mich das romantisch gelegene Schloß umsomehr, als es gegenwärtig zu den vielen Besitzungen Sr. Kaiserlichen Hoheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand von Oste zählt. Mit doppeltem Eifer oblag ich demnach der genauen Besichtigung des weitläufigen, großen Gebäudes samt all' seinen verschiedenartigen Kunstschätzen.

Das von den ursprünglichen Besitzern, der nun ausgestorbenen Familie der Marchesi degl' Obizzi, angelegte, reichhaltige archäologische Museum besahen wir uns pflichtschuldigst zu allererst (nota bene im Schweiße unseres Angesichts). Mein einziger Trost war der, daß nicht einmal der kalte Marmor der erdrückenden Hitze entgehen konnte; denn als meine Hände bewundernd über die schlanken, meterhohen Säulen aus rotem Granit und mosaikartig zusammengefügt, tiefgrünem Verde antico strichen, gewahrte ich mit nicht geringer Genugthuung, daß sich der Stein feucht angriff. Dasselbe wiederholte sich bei den unvergleichlich schönen Trumeau-Platten aus der violett geaderten Marmorspezies des Braccio venere. (Natürlich kann ich nicht garantieren, ob der tote Stein und meine sehr lebendigen Hände nicht etwa eine Fusion eingingen.)

An der Kolossalstatue der Ceres konnte ich aber trotz der enormen Leibesfülle keine sommerlichen Symp-

tome wahrnehmern. Freilich ist die Hitze wohl das letzte, was die Göttin der Cerealien nicht vertragen könnte.

Mein Reisegefährte machte mich auf die sehr genau gearbeiteten Miniaturstatuen der Isis und ihres treu-
geliebten Gemahls Osiris aufmerksam. Da ich für
alles Ägyptische schwärme, wandte ich mich sogleich dem
angedeuteten Götterpaare zu, um welches sich noch
mehrere Sehenswürdigkeiten aus dem klassischen Lande
gruppieren. Hochinteressant ist der Sarkophag, der aus
der Nekropole des Pyramidenfeldes von Sakara stammt.
Äthiisch wie das Reich der Pharaonen, dessen Erde er
entrißen ward, lehnt der granitene Sarkophag an der
Wand. Derselbe zeigt unten zwei Füße, und oben ragt
aus der glatten Deckelfläche ein Menschenhaupt empor,
so daß es den Anschein hat, als stünde jemand, dessen
übriger Körper geheimnißvoll verhüllt ist, aufrecht da.
Unsere Wißbegierde in bezug der Mumie ward leider
arg enttäuscht. Sie befand sich nicht mehr im Schlosse,
sondern angeblich in der damaligen Ambrasers Sammlung
des Wiener Belvedere.

Nach dem Tode des letzten Herzogs von Modena
sind überhaupt sehr viele Musealschätze dem Schlosse
entnommen worden. Darunter, wie behauptet wird, das
Kruzifix der Maria Stuart. Dasselbe, welches die
unglückliche Schottenkönigin auf ihrem schweren Gang
zum Schaffott in Händen trug und das die Lippen der
schicksalsgebeugten Frau wenige Sekunden vor dem
grausen Hentfertode geküßt.

Im Fluge durcheilten wir nun auch den Waffen-

saal, der ebenso endlos lang, schmal und niedrig ist, wie der Raum, welcher die Altertümer beherbergt.

Mit meiner wie Espenlaub zitternden Reisegefährtin am Arme, schritt ich staunend und bewundernd im reinsten Mittelalter einher. Die gute Frau schreckte in ihrer gräßlichen, durch die angreifende Schwefelbadkur hervorgerufene Nervosität vor allem zurück, was meine Neugierde und mein Interesse erweckte. Ja sie war überhaupt nur mit großer Mühe dahinzubringen, den Saal zu betreten und hatte auf dessen Schwelle kategorisch erklärt: „Mais je n' y vais pour rien au monde.“

Diesen Ausruf verschuldeten die in voller Rüstung prangenden Ritter und Knappen, welche in treuer Nachbildung der Sitten und Gebräuche vergangener Jahrhunderte, in tableauartig verteilten Gruppen umherstehen. Meine Begleiterin sah aber all' die in Stahl und Eisen gehüllten, hölzernen Figuren für einen unheimlichen, mitternächtigen Gespensterpfuß an. Trotzdem die Sonnenstrahlen nur zu versengend durch die weitgeöffneten Fenster hereindrangen und lustig auf den Metallschildern umhertänzelten, den ganzen Kriegsapparat, bestehend aus Mann und Roß, Lanzen und Speeren, Schwertern und Hellebarden, Bannerträgern und Helmen, scharf beleuchtend.

Nur mit Bedauern riß ich mich von der Betrachtung der vielgestaltigen und verschiedenartigen Schießwaffen los. Die Zeit drängte. Wir hatten noch vieles für den Nachmittag vor, und so blieb ich denn nur noch einen Augenblick vor den Obizzi stehen, welche ein

Mittel Ding zwischen Mörser und Kanone bilden und nach ihrem Erfinder, einem Marchese degl' Obizzi, benannt wurden. Aus der ursprünglichen Benennung Obizzi soll nach und nach der für eine spezielle Kanongattung übliche Ausdruck Haubize entstanden sein. Es möge jedoch nur referiert werden, da ja die Bezeichnung aus dem dreißigjährigen Kriege stammt und von dem tschechischen Worte Haupnice abzuleiten ist.

Das kleine Kabinett, welches die beiden Säle verbindet, hielt uns nicht auf, weil die numismatische Sammlung, die einst hier prangte, längst schon entfernt ist und anderweitig Bewunderung erregt. In den kleineren Sälen ist außer einigen mit Elfenbein und Perlmutter eingelegten Ebenholzschränken nebst mehreren Heiligenbildern nicht viel zu sehen. Wir brachen uns demnach eiligst durch eine Menge Amphoren und Sapidarien, die das Vorzimmer und Stiegenhaus überfluten, Bahn und gelangten endlich zu einer geheimen Wendeltreppe, vulgo Schneckenstiege, die zu den höhergelegenen Wohnräumen des Schlosses emporführt.

Diese Treppe ist dadurch merkwürdig und nennenswert, weil sie aus dem Felsen gehauen ist, der sie kalt und feucht von allen Seiten umstarrt und einen natürlichen, unbefiegbaren Wall bildet, der zu Belagerungszeiten unschätzbare Dienste leistete. Sonst bieten die rohgearbeiteten, schlüpfrigen Stufen keinerlei Vorteile. Den der Bequemlichkeit gewiß nicht. Es war daher nicht anders zu erwarten, als daß meine gute Polin mit ihrem gewöhnlichen „*mais pour rien au monde*“ herausrückte. Die Dame fürchtete sich vor

Skorpionen, Tausendfüßlern und sonstigem Getier, das allem Anscheine nach hier hausen mochte, obwohl ich ihr dies ernstlich ausredete und zur Ermutigung voranschritt, indem ich die Handlaterne, die ich dem Führer abgenommen hatte, hoch emporhielt. Doch wäre meine Begleiterin nicht sehr kurzfristig gewesen, so würde ich gewiß nicht in ihrer werthen Gesellschaft hinaufgelangt sein; denn wir anderen sahen recht gut, was uns alles umfroh, übersahen es aber mit stillschweigendem Lächeln.

Nach wenigen Minuten standen wir atemlos in den Prunkgemächern des Schlosses. Wir durchschritten eine Flucht von meistens leerstehenden, sämmtlich mit mehr oder weniger guten Fresko-Malereien gezierten Zimmern, bis wir den großen Empfangssaal erreichten, dessen Decke prachtvolle Fresken von Paolo Veronese schmücken. Unser Cicerone behauptete, daß auch die Seitenmauern von derselben Meisterhand gemalt seien. Allein die Wände sind im Vergleiche zum Plafond so plump und papig, daß ich aus Ehrfurcht vor dem unsterblichen Ruhme des großen Künstlers dies zu glauben wohlweislich unterließ.

Ein großer Gobelin-Diwan samt davorgebreitetem, ebensolchem Teppiche fesselte noch das Auge in diesem Saale. Der Fremdenführer wunderte sich nicht wenig, als ich die beiden Objekte wertvoll fand. Daß dieselben im Schlosse nichts gelten, bewies mir das Heer von Staub und Motten, welches dem kostbaren Diwan entquoll, als meine Reisegefährten sich, freilich nicht sehr sanft, darauf niederließen.

Ich nahm mir die Freiheit, dem Schloßbediensteten zu bedeuten, doch ja mehr auf die seltenen Gobelinwebereien zu achten. Der gute Mann meinte aber, daß der Waffensaal und das Museum genug zu tun gäben und übrigens der Boden voll solcher *vecchi ricami* stünde, die niemand beachte. Wie sehr bedauerte ich, daß man aus einem erzherzoglichen Schlosse nichts mitgehen lassen könne (nicht einmal für Geld und gute Worte); denn sonst hätte ich gewiß nicht versäumt, jenen gesegneten Bodenräumen, in welchen ein guter Teil des Nachlasses der berühmten Gebrüder Gobelin zu verkümmern schien, einen Besuch abzustatten.

Der angrenzende kleinere Saal hat auch seine Sehenswürdigkeit, nämlich ein aus vielfarbigem Stroh künstlich zusammengesetztes, achteckiges Tischchen. Seine Platte zeigt eine getreue Abbildung des Schlosses. Dieses zierliche Strohmosaik soll aus einem nahen Kloster stammen, dessen Mönche die große Geduldarbeit ausführten.

Endlich standen wir vor der letzten Thür in der langen Reihe. Mit den flüsternd ausgesprochenen Worten: „*Qui c'è il talamo degl' Obizzi!*“ öffnete unser Führer die wuchtige Pforte.

Es bedurfte keiner ferneren Erklärung, um mein höchstes Interesse zu erwecken; denn ich wußte, daß ich in dem Brautgemache der tugendhaften Lucrezia stand. Deren Heldentod wird so vielfach mit dem ihrer alt-römischen Namensschwester verwechselt, daß einige nähere Angaben hierüber gewiß erwünscht sein dürften.

Die Einrichtung dieses merkwürdigen Zimmers ist

fast vollständig erhalten. Das imposante, von zwei geflügelten Löwen flankierte Ehebett in reichster Vergoldung und verschwenderischem Zierrate prangend, ist wie geschaffen, um den Neid eines passionierten Sammlers zu erwecken, und könnte selbst einem Kaiserschlosse als Zierde dienen. Die hohe Lehne zu Häupten des Bettes ist ein wahres Kunstwerk und versinnlicht, en bas-relief gearbeitet, verschiedene historische Begebenheiten der Familienchronik. Die Vergoldung der Figuren und sonstiger Emblemen ist so gut erhalten, daß ich fast glauben möchte, dieselbe sei vor nicht allzu langer Zeit renoviert worden. Die Fenster dieses Gemaches führen auf die große, stoßhohe Terrasse, welche die ganze vordere Fronte des Schlosses umgürtet.

Von dieser Terrasse, diesen Fenstern und diesem Gemache erzählt man sich eine auf historischem Hintergrunde basierte Geschichte, die mir zwei dunkle Flecken auf der pompösen, rubinroten Bettdecke in Erinnerung brachten.

Von Blut sprachen die düsteren Flecke zu mir, und blutig war die Tat, die an meinem geistigen Auge vorüberzog.

Die für die Schloßherrin Cattajis so verhängnisvolle Nacht des 15. November 1654 meldete sich im Sturmesbrausen. Die wegen ihrer Tugend und Schönheit allgemein verehrte und beliebte Lucrezia degl' Obizzi saß ganz allein mit ihrem fünfjährigen Knäblein in dem reich ausgestatteten Prunkgemache, das der Familie schon seit Generationen als Schlafstätte diente.

Die Gentildonna konnte sich nicht entschließen, das Lager aufzusuchen, das sie gewöhnlich mit dem heißgeliebten Gatten theilte, der heute fern von ihr in einer Versammlung von Nobili weilte. Lucrezia war stets von großer Niedergeschlagenheit, wenn sie den teuren Mann an ihrer Seite vermißte. Doch in dieser Nacht war es nicht Sehnsucht allein, die Lucrezia so ungemein traurig stimmte . . . Es war wie banges Todesahnen, was ihre Seele durchzitterte und das einsame Weib bei jedem Windstoß ängstlich zusammenschrecken ließ.

Und draußen heulte der wilbentfesselte Novemberorkan und rüttelte an den Fenstern und Balkontüren. Und drang durch den Schlot des offenen Marmorkamins herein. Und wühlte zerstiebend in der Nische umher, daß sie hochaufflog. Und fachte den verglimmenden Holzstolz gewaltig an, daß die glühenden Funken prasselnd aufsprühten und wie ein glutiger Feuerregen niederstoben.

Und Grabeshauch schwellte den eifigen Windstoß, der jählings heulend durchs Gemach fegte, die traurig flackernde Öllampe verlosch und die sammetnen Behänge des Himmelbettes raschelnd durcheinanderschlug, als ob eine unsichtbare Geisterhand darin wühle und auch noch mutwillig an den schweren Pfeilern des Lagers rüttelte . . . Wägend schwankten sie hin und her und ihre Jammer- töne verschmolzen mit den leisen Seufzern, die der Wind den Saiten der Mandoline Lucrezias gleich einem tod- kündenden Schwanengesange entlockte.

Entsezt sprang die Gentildonna von ihrem Ruheflege am Kamine auf. Sie preßte ihr Kind ans ängstlich

pochenbe Herz und stierte irren Blickes in dem sonst so trauten Gemache umher, das ihr nun mit einem Male so groß und unheimlich, so kalt und düster, so öde und schauerlich wie ein Grab erschien.

Von Furcht und Bangen wie zur Bildsäule erstarrt, dachte die Gentildonna schauernd und von abergläubischer Furcht durchbebt an das in der Wildnis der Euganeischen Hügel einsam gelegene Schloß. All' die Mord- und Raubtaten, die ihre Vorfahren heimgesucht, und die ihr die geschwägige Amme hinterbracht, fielen der geängstigten Frau nun erdrückend aufs Herz. Mühsam raffte sie sich auf und ließ das Knäblein zu Boden gleiten; doch nur mit zitternden Händen konnte sie den Feuerstein hantieren, um die Lampe wieder anzubrennen. Allein es wollte ihr dies lange nicht gelingen. So oft auch ein Funke aufsprühte, fing weder Schwamm noch Docht Feuer.

Es war, als ob die Lucerna nicht brennen wolle. Als ob sie sich sträubte, die Greuel zu beleuchten, die, durch Nacht und Sturm begünstigt, langsam heranzog.

Endlich brannte die Lampe. Da nahmen Lucrezias Schreckgebilde eine andere Gestalt an . . . Es dünkte sie, nicht mehr in der ruhigen Sicherheit ihrer vier Mauern zu hausen . . . Sie erweiterten sich immer mehr und mehr. Sie stoben auseinander . . . Ja, urplötzlich wähnte sie, daß der düstere Wald, das freie Feld, die offene Heerstraße samt all' ihren Unbilden unbehindert in die wohlverwahrte Feste einzögen.

Für die aufgeregte Gentildonna war es nun höchste Zeit, nach ihren Mägden zu rufen, um die Lieblings-

Ancella bei sich wachen zu lassen. Sogleich will Lucrezia ihr Vorhaben ausführen. Sie langt nach der schweren Messinglampe; aber noch bevor ihre Hand dieselbe erreicht, entquoll den Lippen der zu Tode erschrockenen Frau ein langer Angstschrei.

Hal! Was ist das? — Das Bild, welches ihre erregte Phantasie ihr vorgegaukelt, verwirklicht sich: in der einen Wand klappt ein großer Spalt . . . Die Thür, die auf die Terrasse führt, steht angelweit offen. Von dort drang der unheimliche Windstoß herein. Von dort drang die eisige Luft des freien Feldes herein. Von dort lugt der düstere Wald herein. Von dort drangen die Gefahren der einsamen Heerstraße herein und von dort drang auch der Mann herein, der nun mit einem satanischen Triumph- und Hohn Gelächter vor der bebenden Gentildonna steht.

Mit Entsetzen und mit Grauen erkennt Lucrezia ihren ärgsten Todfeind. Den Grafen Lorenzo da Prati. Den Mann, der es gewagt, das Weib, die Gattin und die Mutter zugleich in ihr zu beschimpfen, indem er sich erfrecht, das Wort der Liebe an sie zu richten. An sie, die den Eid der Treue am Altare geschworen und halten wollte Und jetzt wagte es sogar der Elende, während der Abwesenheit ihres Gatten bis in ihr Schlafgemach zu dringen, um seine widerliche Liebeswerbung zu wiederholen, um ihr ins Ohr zu flüstern, daß sie verloren, daß sie nun sein: unvermeidlich sein.

Lucrezia fleht; doch umsonst. Lucrezia droht; allein vergebens, da all' ihr Gefinde weitaus in dem anderen

Flügel des Schlosses weilt. Lucrezia hält verzweiflungsvoll ihr unschuldiges Kind als lebendes Schild vor sich und hofft, der freche Büfeling werde die Mutter um des Kindes willen achten; aber all' ihr Flehen ist und bleibt erfolglos. Der Unmensch, von den niedersten Begierden entbrannt, entreißt ihr das weinende Kind, schleudert es in eine Ecke und stellt der jammernden Frau die schreckliche Alternative zwischen Entehrung und Tod.

Da wählt das heldenhafte Weib den Tod. Vor dem Ehebette sinkt es wie vor einem Opferealtare auf die Kniee nieder, fleht zur Madonna um Mut und Kraft und stirbt unter den Dolchstößen des Rasenden, der von dem heißen Blutdampfe angefacht, nur noch toller in die schon längst tödlich Verwundete hineinsticht . . . Bis ihm endlich ein heiserer Schrei Einhalt gebietet und er in des Knaben wildfunkelnde Augen blickt, der ihm drohend die kleine, vom Blute der eigenen Mutter triefende Faust entgegenballt. Da erst schreckt der entmenschte Bösewicht zusammen. Die Mordwaffe entgleitet seinen Händen und er flieht, Tod und Verderben hinter sich zurücklassend.

Aus unzähligen Wunden blutend, liegt die Märtyrerin der Tugend, der Gattentreue und der Mutterwürde auf dem kalten Mosaikboden des Brautgemaches, das dies gräßlichste aller Dramen geschaut. Der erkaltenden Leiche zur Seite kniet das kleine Knäblein, welches die fürchterliche Schreckensszene geistig zum Manne gereift hat. Mit Grauen und Todesangst war es derselben gefolgt. Die Augen des Kindes bohrten

sich förmlich in die Züge des Unmenschen ein und wie mit Feuersglut geprägt, blieben dieselben in dem Gedächtnisse des Knaben haften.

Wohl entfloß der verruchte Mörder. Wohl mußte man ihn nach seiner endlichen Verhaftung und nachdem er die gräßliche That frech geleugnet, wegen Mangel an Beweisen freigegeben. Wohl konnte er wieder ungefährdet zwischen den Menschen einhergehen; doch entrann er der gerechten Strafe deshalb noch nicht. Früher oder später sollte sie ihn ereilen und zwar durch die Hand desselben Kindes, das der alleinige Zeuge verruchter Bluttat gewesen und das die ganze, entsetzliche Nacht hindurch bei der toten Mutter wachte, von deren Blut es über und über bespritzt war. Und nicht genug davon, suchte der arme Knabe auch noch mit seinen Lippen den gräßlichen, roten Strom zu stillen, der dem durchstochenen Körper entquoll. Auf diese Weise sog er mit dem Blute der gemordeten Mutter zugleich den Durst nach Rache ein, und so ward die Vendetta in ihm genährt. Als aber der Knabe einmal zum Manne herangewachsen war, tötete*) er den Glenden, der ihm seine Mutter so unbarmherzig und bestialisch ermordet hatte.

Das Andenken an die tugendhafte Lucrezia lebt noch bis zum heutigen Tage unter den Paduanern fort. Die Gentildonna wird als Muster seltener Zucht und Sitte verehrt und ihr Bild zeigt man im Palazzo della Ragione zu Padua, wo es zur bleibenden Erinnerung an ihren Heldentod inauguriert wurde.

*) Historisch.

Nach ich schreckte über eine Stimme zusammen. Es war aber nicht die des armen Knäbleins, das vor mehr denn zweihundert Jahren um seine Mutter jammerte, sondern das gewöhnliche „*mais pour rien au monde!*“ meiner Reisegefährtin, das mich meinen Träumereien entriß.

Die Dame erklärte, daß sie um keinen Preis der Welt in diesem Zimmer und in diesem Bette schlafen möchte. Sie redete sich in eine so große Aufregung hinein, daß ich Mühe hatte, sie zu beruhigen und ihr wiederholt versichern mußte, daß es ja niemandem einfiele, ihr ein solch unmögliches Ansinnen zu stellen. Schließlich mußte ich über die gute, dicke Frau, deren Äußeres so wenig auf das tragische Ende einer Lucrezia folgern ließ, herzlich lachen.

Wir besahen uns noch die mit voller Berechtigung als ein Kleinod zitierte Schloßkapelle mit ihrer azurnen, goldbestreuten Decke, die das Kirchlein bogenartig umwölbt. Durch die mit allerlei bunten Figuren und Arabesken verzierten gotischen Fenster bringt das Tageslicht, in allen Irisfarben spielend, leuchtend herein und überflutet mit magischem Glanze den ganzen gottgeweihten Raum.

Die bunten Glascheiben imponierten meinen beiden Reisegefährten mehr als alles, was sie bis dahin gesehen. Geschäftig beeilte sich der Cicerone, ihnen zu erklären, daß dies dieselbe berühmte Glasmalerei sei, die an den deutschen Domen so sehr gepriesen wird. Doch ich, die Straßburgs herrliche Münsterrose geschaut, welche in tausend bunten Farben erglüht, deren Abglanz blendend

des Domes Innere mit märchenhaftem Zauberlichte füllt, ich wußte Schein von Wirklichkeit zu sondern. Still lächelte ich in mich hinein, den guten Leuten die Freude lassend und der berühmten Glasfabrik Muranos, den Ruhm der leicht erkennbaren Imitation.

Die mehr denn hundertstufige Freitreppe, welche mit des Dogenpalastes Scala dei Giganti kühn sich messen kann, eilten wir nun hinab, um auch dem schattigen Parke einen Besuch abzustatten.

Am Fuße der kolossalen Treppe erregte noch ein plumper Stein-Elefant die Bewunderung meiner Mitreisenden. Ich drängte vorwärts und streifte bloß mit flüchtigem Blicke das weißangestrichene Ungeheuer aus ganz gewöhnlichem Sandstein. Es bedurfte wahrlich nicht eines anerkannten Kunstkritikers, um über solch ein Machwerk den Stab zu brechen; selbst meine Wenigkeit unterstand sich, dies zu tun.

Dem Parke mit seinen verschiedenen Wasserkünsten, seinen riesigen Platanen, seinen zu großen Bäumen herangewachsenen Thujaen und seinen balsamisch-duftenden Magnolien konnten wir leider nur ein Vierteltündchen weihen. In die geheimnisvollen, lauschigen Irrwege des Labyrinths, angeblich von dem berühmten Hortologen Martinengo delle Palle angelegt, drangen wir nicht allzu tief ein, da uns Theseus Ariadne-Faden hierzu fehlte und ich fürchtete, daß wir bei dem kühnen Wagnis nicht nur zu viel Zeit, sondern auch uns selbst verlieren könnten.

Als wir uns endlich wieder reisefertig in unserer Giardiniera befanden, setzte unser Cicerone all den vielen

Albernheiten, welche er die ganze Zeit hindurch geschwägt, die Krone auf. Er bat mich nämlich allen Ernstes, ob ich denn nicht, da ich schon eine Österreicherin wäre, dem Illustrissimo Signor Padrone gelegentlich sagen könnte, daß er gnädigst sein Schloß mit einem Besuche beehren möge: „Mai, mai non ci ha onorati!“ wiederholte er jammernd.

Lachend versprach ich mein Möglichstes zu tun. Und fort fuhren wir längs des Canal del Bacchiglione gen Arqua zu, im scharfen Trab, Battaglia passierend, mit seinem auf hohem Trachitfegel kühn erbauten Schloßchen das ebenso wie die Schwefelthermen genannten Ortes, Familienbesitz der Grafen Wimpffen ist.

Die langen zwei Wegstunden, die uns noch bevorstanden, wurden mir aber wesentlich durch die dumm-naive Zumutung des Italieners verkürzt, der da glaubte, es genüge, eine Österreicherin zu sein, um an Se. Kaiserliche Hoheit herantreten zu können und frischweg zu melden: „Einen schönen Gruß von Ihrem Schlosse Cattajo und Sie mögen es doch auch einmal eines Besuches würdigen!“ Sehenswert ist aber das sagenumspinnene Schloß gewiß für jedermannn. *)

*) Zufällig hat der Erzherzog kurz darauf sein fernes Besitztum aufgesucht, dessen Schätze nun in seinen österreichischen Schlössern prangen.

Am Grabe Petrarca's.

Schneller als wir vermuteten, drangen wir ins Herz der Euganeischen Berge ein. Tapfer holte unser starker Gebirgsgaul aus. Mutig kletterte er die scharfe Steigung hinan, bog in die primitive Dorfstraße ein und hielt stracks auf dem Hauptplatze, knapp an dem Grabe Petrarca's, das sich vor der Kirche befindet.

Erst durch das lustige Wiehern des Tieres gewahrte unser schlaftrunkener Kutscher, daß wir unser Reiseziel erreicht hatten. Neidlos ließ er dem klugen Tiere den Vorzug der Intelligenz und meinte gähnend, daß es ja als Rosselenker gar nicht auszuhalten wäre, wenn man den Bestien erst den Weg weisen müßte.

Rasch sprang ich aus dem Wagen und — ich gesteh' es zu meiner Beschämung — ohne mich weiter um meine Reisegegnossen zu bekümmern, stand ich schon den nächsten Augenblick am Grabe Petrarca's, an der von allen Italienern so hochverehrten Ruhestätte des größten Lyrikers, den die schöne Italia, die Mutter jeglichen Genius, geboren; denn wenn auch Dante der größere Dichter ist, der in seinem Schaffen unvergleichlich und furchtbar-prächtig dasteht, so gebührt Petrarca, was die elegische Gefühlsdichtung anbelangt, dennoch die Palme.

Mächtige Empfindungen wallten in mir auf und ließen mich in Ehrfurcht erbeben. Wie hatte ich stets gewünscht, die Ruhestätte unserer Dichterkönige Schiller und Goethe zu besuchen! Indes stand ich da am

Grabe des ruhmgekrönten italienischen Poeten, wohin mich keine besondere Sehnsucht, nur Zufall geführt . . . Doch allgewaltig und unwiderstehlich stürmte es auf mich ein, daß dem Genie nicht blos die engen Grenzen seines Vaterlandes beschieden. Daß es weit, weit über dasselbe hinaus seine gigantischen Schwingen zu regen vermag, ja über Welten dahinschwebt . . . Und wohl Jeder, den es mit seinem Flügelschlage streift, beugt sein Knie verehrungsvoll, wie ich es getan an der Stätte, welche die Dichtkunst, der Tod und die Bewunderung einer großen Nation dreifach geweiht.

Als ich aufstand, sah ich zu meiner nicht geringen Verwirrung, daß zumindest das halbe Dorf sich als Publikum meiner Ehrfurchtsbezeugungen hinter mir versammelt hatte . . . Den guten Leuten schien aber diese auffällige Prostration unter Gottes freiem Himmel nichts Neues zu sein, ja sie mochten dies oft mit angesehen haben und immer wieder gerne sehen.

Aus den Reihen der Männer trat ein junger Bursche auf mich zu und erbot sich, mich und meine Gesellschaft zum Sterbehaus Petrarcas zu geleiten.

Die etwas nachlässige Kleidung unseres freiwilligen Führers ließ auf den Possidente schließen, der im Behagen des Landlebens jeden gesellschaftlichen Zwang abgelegt hat. Allein wenn auch eine dichte Staubschicht auf seinem Hute verriet, daß dessen Besitzer soeben dem dröhnenden Boden der nahen Dreschtenne einen Besuch abgestattet, so verrieten mir seine ersten Worte nicht minder, daß ein Mann von Bildung vor mir stehe. Dankend nahm ich daher sein freundliches Anerbieten an.

Bevor wir aufbrachen, besah ich mir genau das Monument, welches nicht einfacher sein könnte, ja für die jetzigen Begriffe sogar plump genannt werden kann. Freilich regierte vor mehr als fünfhundert Jahren ein anderer Geschmack, und der Schwiegersohn Petrarcas, Francesco di Rossano, tat gewiß sein Möglichstes, als er den Manen des Dichters das schlichte Denkmal aus rotem Marmor setzen ließ. Da ist's schon eher zu wundern, daß es Italien, das Vaterland so vieler hervorragender Bildhauer, nicht als Ehrenpflicht betrachtet, dem vielgepriesenen Poeten, auf den Land und Leute so stolz sind, ein dem geläuterten modernen Geschmacke entsprechendes Denkmal zu setzen.

Aber Italien, das in der Würdigung seiner großen Söhne doch sonst seinesgleichen sucht, denkt wahrscheinlich gar nicht daran; denn als im Jahre 1843 das dem Einsturze nahe Monument repariert werden mußte und mit einem Eisengitter umfriedet ward, geschah dies aus Privatmitteln, die der Graf Carlo Leoni großmütig zur Verfügung stellte. Bei dieser Gelegenheit erwies es sich auch, daß das Grab Petrarcas, wie das Gerücht verlautete, wirklich im Jahre 1630 von unbekannter, verruchter Hand geschändet ward, da unter den pietätvoll zusammengestellten Gebeinen des Skelettes der rechte Arm fehlte. Das mit einer Büste Petrarcas geschmückte Grabmal, dessen Sarkophag auf vier kurzen Säulen ruht, trägt die Inschrift:

„Frigida Francisci lapis hic tegit ossa Petrarce.

Suscipe, virgo parens, animam! Sate virgine, parce!

Fessaque nam terris celi requiescat in arce.

MCCCLXXIII. XVIII. Julii.“

Als ich mich an dem Monumente und dessen Umgebung satt geschaut, machten wir uns auf den Weg zum Wohn- und Sterbehause Petrarcas.

Uff! und welch eine mühselige Tour war dies!

Ein gräßlicher Weg, das heißt kein Weg! — Durch Schutt, Geröll und hervorstehende Baummurzeln mußten wir uns Bahn brechen. Und wo die sogenannte Straße einen Anlauf zur Besserung nahm, lugten große Steinmassen aus dem Terrain hervor, welche durch die häufige Bewegung nägelbeschlagener Schuhe eine so impertinente Glätte erlangt hatten, daß man die paar Schritte, die man den steilen Berg mühsam hinaufgekommen, mit Windesschnelle zurückglitt. Man denke sich zu all' den Annehmlichkeiten auch noch eine afrikanische Hitze, nebst einem Heer blutdürstiger Schnaken und zudringlicher Eintagsfliegen, und die *via crucis* ist fertig.

Unter all diesen unerträglichen Kalamitäten nicht wenig leidend, arbeiteten wir uns gute dreiviertel Stunden empor. Wir keuchten samt und sonders und meine Reisegefährtin hatte sogar ihr stereotypes „*mais pour rien un monde*“ vergessen. Ich glaube aber, daß sie es ganz einfach um keinen Preis der Welt auszusprechen vermochte. Nur die vorwurfsvoll-wehmütigen, schier ersterbenden Blicke, die sie mir zuwarf, besagten, daß sie *pour rien un monde* diesen fürchterlichen Weg ein zweites Mal emporsteigen würde . . . Ich, beiläufig gesagt, trotz aller Verehrung für Petrarca, gleichfalls nicht.

Endlich, endlich erreichten wir das Haus, welches

mitten unter anderen derartig eingepfercht ist, daß es uns blos durch eine betreffende Inschrift als das heißersehnte Ziel unserer Pilgerfahrt geoffenbart wurde. Geduldig mußten wir auch noch der Besichtigung harren, bis der Custode, den man erst an allen Enden und Ecken suchen mußte, glücklich herbeigeschafft wurde. Unterdessen vertrieb ich mir die Zeit damit, die verwitterte Inschrift der steinernen Platte zu entziffern, welche unter anderm auch den sich Nähernden zu Ehrfurchtsbezeugungen auffordert.

„Lugus das,“ brummte ich totmüde, „die Knie knicken einem von selbst zusammen . . . Man braucht nicht erst daran gemahnt zu werden. Dafür sorgt schon der Weg!“

Die Thür zum Heiligtume ward uns endlich geöffnet!

Wir durchschritten eiligst das kleine Vorgärtchen, in dem ein spärlicher Blumenflor gehegt wird. Und als wir rasch und wißbegierig die Treppe hinangestiegen, welche, wie bei vielen italienischen Häusern, von außen angebracht ist, standen wir sofort in der Saletta (eine Art Vorzimmer) des einstöckigen Häuschens. Dasselbe ist aber bei weitem nicht so armselig, als es vermuten läßt.

Ein Appartement von fünf mehr oder weniger kleineren und größeren Zimmern, nebst Küche und verschiedenen Kammern, wäre selbst für die jetzigen, verwöhnten Begriffe eine nicht zu verachtende Behausung, geschweige denn vor fünfhundert Jahren, wo der Anspruch auf „chic“ noch kein so übertriebener war. Überdies sind die Zimmer durchaus nicht von ängstlicher

Niedrigkeit. Es ist demnach anzunehmen, daß sich's hier ganz traulich wohnen ließ.

Bis auf wenige Stühle, die kein sehr ehrwürdiges Alter aufweisen und folglich unmöglich aus Petrarcas Intérieur stammen, sind in der Saletta und in dem ganzen Hause überhaupt keinerlei Möbelstücke zu sehen. Ich wollt', ich hätt' auch die entsetzlichen Fresco-Malereien nicht gesehen, welche die Saletta zieren sollen, aber nur verunzieren. Es sind dies Allegorien aus Petrarcas Sonetten an seine treugeliebte Laura . . . Jedenfalls bleibt man nicht lange darüber im Zweifel, daß diese Malereien nur von einem großen Pinsel herrühren können.

Von unserem freundlichen Führer geleitet, der auf die liebenswürdigste Art die Honneurs machte, schritten wir in den zweiten Raum, dem Tinello (Speisezimmer) Petrarcas. Über der Thür, die in das angrenzende Studierzimmer des Dichters führt, fesselt eine kleine, mit Marmorornamenten umrahmte Nische das Auge. Darin befindet sich, hinter einer Glasscheibe wohlverwahrt, des Dichters ausgestopfte Lieblingskatze, welche, wie ein lateinisches Widmungs-Sonett besagt, leider noch bei seinen Lebzeiten verschieden ist. Ferner künden die rührenden Verse, daß das holde Tier nächst Laura, des Poeten einzige Liebe, sein Trost und seine Freude gewesen.

Ich schwärme zwar durchaus nicht für Katzen, hege aber eine so große Vorliebe für Hunde, daß ich vollkommen begreife, wie man sich maßlos an ein Tier attachieren kann. Dennoch dünkte mich diese letzte

Leidenschaft wenig schmeichelhaft für das Andenken der armen Laura, so daß ich nicht umhin konnte, meinen Reisegefährten, die der Unkenntnis der Sprache halber in allem und jedem auf mich angewiesen waren, etwas ironisch zu bemerken:

„Nun wissen wir wenigstens, womit der große Dichter sich getröstet, als ihm seine vielbesungene Laura grausam durch die Pest entrisen ward. Es gibt also nicht nur, es gab auch keine treue Liebe auf Erden! Wenn nicht anders, ist's eine Rage, welche die türkische Rivalin ist. Doppelt gefährlich, da ja die Ragen ohnehin, wie die böse Welt behauptet, mit dem schönen Geschlechte an Falschheit rivalisieren.

Dann betraten wir auch das Studierzimmer Petrarcas. Hier bezeugen eine Unzahl Visitenkarten und Inschriften von den vielen, verschiedenartigsten Besuchen, deren das Dichterhaus sich erfreut. Von Alfieri und den hervorragendsten italienischen Poeten prangen Verse und Sonette in Glas und Rahmen verwahrt an den Wänden. In diesem Zimmer werden auch einige kärgliche und zweifellos echte Möbelreste Petrarcas gezeigt, welche natürlich wie Reliquien gehalten werden. Unter anderem sein Lehnstuhl. Man denke sich aber ja nicht einen bequemen Großvaterstuhl! Der Ruhesitz des Dichters ist vielmehr aus hartem Holze, und auf der Lehne des Sessels befinden sich unter anderen kleinen Arabesken auch drei Halbmonde. Wieso dieses türkische Emblem auf den Lehnstuhl eines katholischen Priesters sich verirrt, weiß sich Niemand zu erklären.

Weiters ist auch noch ein Kasten da, dessen äußere Holzbekleidung meistens abgetragt ist, was man den allzu eifrigen Petrarca-Enthusiasten zur Last legt. Um diesen pietätlosen Unfug zu zügeln, wurden sämtliche Objekte in einem Glasbehälter eingeschlossen, und der Custode hat jetzt die Weisung, jeden Besucher mit Argus-Augen zu bewachen, wovon ich mich leider zu überzeugen volle Gelegenheit hatte.

Auch das Tintenfaß, dessen sich der Dichter bediente, wird mit Stolz gezeigt. O Gott! und welch ein simples Tintenfaß ist dies doch! An dessen Einfachheit können sich alle modernen Schriftsteller und Poeten ein Beispiel nehmen; denn schon der Geringste unter ihnen glaubt, er müsse ein mit allem erdenklichen Komfort ausgestattetes Arbeitszimmer besitzen, um überhaupt schreiben zu können. Ach, ich selbst bin ja dieser obskure Sünder — richtiger Sünderin — und nur mit tiefer Beschämung tauche ich, während ich dies schreibe, die Feder in mein luxuriöses Tintenfaß ein, das der ganzen eleganten Schreibtiſchgarnitur im pompejanischen Stile entspricht. Und hätte ich nicht die trostspendende Gewißheit, daß man mein Tintenzeug sicher nicht nach fünfhundert Jahren als Kuriosität bewundern wird, so würde ich ja gar nicht den Mut finden, mich auch ferner dieser schönen Garnitur zu bedienen, welche ich mir übrigens nicht selbst angeschafft habe.

Hoffentlich läßt Petrarca diesen Umstand als Milderungsgrund gelten!

In dem an das Studierzimmer grenzenden, winzigen Kabinette mit kleinem vergitterten Fenster hat der große

Dichter und ausgezeichnete Gelehrte am 18. Juli 1874 seinen Geist ausgehaucht. Zwei Tage, bevor er sein 70. Lebensjahr erreicht hatte, raffte ihn der Tod hinweg. Man fand den Greis, vom Schlagfluß gerührt, über ein offenes Buch gebeugt, worauf sein Kopf lehnte. Er starb den schönsten Tod!

Wir kehrten in das Tinello zurück, von dessen Balkon aus ich noch die Aussicht auf Dorf und Umgebung genießen wollte. Zum großen Entsetzen meiner Reisegefährtin, die wieder einmal *pour rien au monde* auf diese Altane getreten wäre, führte ich auch mein Vorhaben aus und betrat den Pergolo, der mit seinem bauchigen Eisengeländer an die veralteten Balkone erinnert, die man jetzt nur noch an den baufälligen Häusern des Ghetto wahrnimmt.

Mein erster vorsichtiger Blick galt begreiflicherweise der Tiefe, um zu sehen, wie weit hinab ich allenfalls stürzen würde. Doch ich ward alsbald beruhigt! Unter dem Balkone wölbte sich nämlich ein stattlicher Hügel empor, welchen zwar kein Topograph den anmutigen Euganei'schen Bergen angereiht hätte, der aber im Falle eines Sturzes, trotz alles Abschreckenden, vermöge seines elastischen Terrains von unschätzbarem Werte gewesen wäre.

Nachdem ich mich genügend überzeugt, daß die Steinplatte des Pergolo felsenfest in der Mauer sitze und schon eine in jeder Beziehung gewichtigere Persönlichkeit als ich dazu gehörte, um den Einsturz herbeizuführen, besah ich mir wohlgemut die Umgebung.

Unter dem Balkon war's fürchterlich! Der un-

saubere Hof eines Bauerngehöfts schmiegt sich mit unverschämter Traulichkeit an das Dichterhaus und sandte einen sehr zweifelhaften Weihrauch zu dessen Fenstern empor. Rasch wandte ich den Blick von der schmählichen Nachbarschaft hinweg und mein Auge schweifte in die blaue Ferne, wo es befriedigt und entschädigt haften blieb.

Ein ideales Landschaftsbild war es, das sich da entrollte, gleichsam Ersatz bietend ob der Unwürdigkeit der allernächsten Umgebung des hierdurch geradezu entweihten Petrarca-Heims.

Feld und Au wechseln mit schattigen Gärten, ernte-reichen Maispflanzungen, duftenden Orangen- und Zitronenmassen, purpurn blühenden Granatbäumen und hochragenden Zypressen. Die breitblättrige Feige mit ihrem hellgrauen Geäst und ihrer in unseren Zonen von keiner anderen Obstgattung erreichten Fülle zwiefacher Ernte, drängt sich überall hervor. Den ganzen Landstrich zwischen Haus und Haus, Dorf und Weiler, Bach und Fluß segensreich umwuchernd. Nur die Weinrebe mit den an hohen, in regelmäßigen Zwischenräumen gepflanzten Maulbeerbäumen lustig emporstrebenden Ranken, welche stimmungsvoll wie die Laubguirlanden eines Festspaliers wirken, vermag es, dem kühnen Breisringen mit der überwältigenden Ficht-Vegetation nachzukommen. Weider Gedeihen frönt der Edellorbeer, der gleichsam aus Petrarca's Ruhmeskränze sprossend, allenthalben mit seinem dunkelgrünen, dämonisch-verlockenden, heiß-erstrebten und schwer zu erringenden Ehrenreis, hervor-sichth. Erst an den beiden Prachthügeln der Euga-

neen, die sich in weiter Ferne, doch in gerader Linie mit dem Balkone, zuckerhutförmig und dichtbewaldet, auftürmen, bricht sich des Lorbeers Blättermeer. Neidisch sich überragt zu sehen, weicht er den gewaltigen Regeln, die, in Gestalt und Größe gleich, wie aus Vulkans Riesenriffe kerzengerade emporgeschossen scheinen als ob die Natur zwei Ehrenwächter vor dem Hause Petrarca's hingepflanzt und mit ihrem schönsten grünen Gewande bekleidet hätte.

Ich verließ die hochragende Altane mit der Überzeugung, daß solch' eine wunderbare Aussicht, an die mich jene der Villa Blanchis im Küstenlande gemahnte, wohl geschaffen sei, den Lebensabend eines Poeten zu verschönern.

Wir besahen uns noch ein Zimmer, in welchem eine Art Petrarca-Sammlung angelegt ist. Doch außer einigen, altersgeschwärzten Porträts ist wohl nichts Nennenswerthes darin. Unter diesen Ölgemälden, die sämtlich Kontemporäne Petrarca's und auch ihn selbst darstellen, prangt auch das Bild Boccaccio's, der freilich ein wenig anders aussieht, als wir gewöhnt sind, ihn auf der Bühne zu sehen. Man kann annehmen, daß dieses wohlgenährte behäbige Gesicht, das keinem Don Juan gleicht, eine Folge der Genugthuung ist, mit der er im letzten Akte der bekannten Operette, seine „bella Fiorentina“ heimführt. —

In der Saletta nahmen wir vom Hause Petrarca's rührenden Abschied und schrieben dem Brauche nach unsere Namen in's aufgeschlagene Fremdenbuch ein.

Da ich gewahrte, daß viele der früheren Besucher ganze Seiten mit Betrachtungen und Empfindungen über

das schlichte Dichterheim ausgefüllt hatten, schrieb auch ich einige passende Worte, natürlich in deutscher Sprache, hinzu. Unser freundlicher Führer, der mir über die Schultern sah, staunte nicht wenig darüber und bemerkte mir, daß er mich für eine Italienerin gehalten und sich nun wundere, wie ein „Tedesca“ so fließend italienisch sprechen könne. Um ihm dies zu erklären, sagte ich ihm, daß ich eine Triestinerin sei.

„Oh,“ meinte er, „dann sind Sie ja doch eine Italienerin und ich täuschte mich nicht!“

„Mit nichts,“ deprezierte ich, „eine Deutsche und überdies eine sehr gute! Falls Sie ein Irredentler sind,“ fügte ich noch scherzend hinzu, „dürfen Sie sich keinerlei Hoffnungen machen. An mir finden Sie gewiß keinen Proselyten; denn trotzdem ich das nachbarliche Italien wie ein zweites Vaterland liebe und mir meines wälschen Temperaments völlig bewußt bin, ist Sinn und Herz dennoch gut deutsch.“

Lachend erwiderte unser Führer, daß ja auch er, obwohl ein enragerter italienischer Patriot, genau genommen ein Österreicher sei. Das heißt noch unter den Österreichern geboren, denen man im Lande ein gutes Andenken bewahrt, wie ich zu erfahren oft Gelegenheit hatte.

Wir fertigten noch den einarmigen Rüstos des Dichterhauses mit einem ansehnlichen Trinkgelde ab und machten uns endlich auf den Rückweg. Um uns von dessen Mühen zu erholen, begaben wir uns insgesamt in die Hauptosteria des Ortes, wo man uns von dem vortrefflichen Wein Arquà vorsetzte.

Wir ließen uns den wie flüssiges Gold schimmernden Nebensaft nebst meinen Cafes, die mich auf allen Reisen begleiten, vortrefflich munden und erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß der weiße Wein Arquà so berühmt sei, daß es nur schwer zu unterscheiden, ob man den Ort Petrarca's oder des Weines wegen so fleißig besuche. Dieser malitiöse Vorwurf konnte mich nicht treffen, weil ich durchans nichts von dem guten Tropfen gewußt hatte und meine ausländischen Begleiter selbstverständlich noch weniger.

Unterdessen war der Wagen vorgefahren. Ich wollte mich unserem gelehrigen Pferde gegenüber nicht undankbar zeigen und fütterte es mit Zucker und in Wein getauchten Cafes. Das Tier schien den Genuß der echten „Huntley and Palmers“ gehörig zu würdigen. Es rieb sich gar vertraulich an meine Schulter, wobei ich nicht ermangelte, dem klugen Tiere ebenso vertraulich verständlich zu machen, daß es uns ja mit heilen Knochen nach Hause bringe, da unser Kutscher die Vorzüge des vielgerühmten Weines nur zu gut zu kennen schien und nicht wenig ausgenützt hatte. Meine Hoffnung, nicht irgendwo in einem der tiefen, überdies meist von unwirtlicher *Acacia spinosa* umsäumten Wassergräben des Bacchiglione, der in unzähligen Kanälen das Land durchzieht, übernachten zu müssen, basierte sich daher nur auf die erprobte Intelligenz unseres braven Gauls.

Da der Abend bereits dämmerte, nahmen wir Abschied von Arquà und dessen lebenswürdigem Bewohner, der uns so wesentliche Dienste geleistet. Bei

hellem Peitschenknall und freundlichem Tücherschwenken
fuhren wir aus dem interessanten Städtchen hinaus.

Allmählich brach die Nacht an. Zwar eine mond-
lose, aber deshalb nicht minder poetische Nacht, wie man
deren nur in Italien erleben kann. Die Sterne funkel-
ten und flimmerten in blendender Helle. In den Büschen
schlugen die Nachtigallen um die Wette und bloß das
Schmettern ihres Liebeslieds unterbrach die tiefe Ruhe,
die uns umgab. Von Zeit zu Zeit erreichte auch das
eintönige Zirpen der Zitaden unser Ohr. Feurig leuch-
tende Legionen von Johanneswürmchen umwogten uns,
gleichsam, als ob sie von dem strahlenden Himmelszelte,
das sich unabsehbar über unseren Häuptern ausspannte,
herniedergeglichen wären wie ein Gruß aus den fernen
rätselhaften Welten, die kein menschliches Wissen völlig
zu ergründen vermag . . .

Und da tauchten plötzlich am Firmament zwei glutige
Riesensterne auf, die uns mit rapider Schnelligkeit ent-
gegenrückten und dabei an Größe und Strahlenglanz
schier phänomenale Dimensionen annahmen. Blitschnell
fuhr ich aus der Wagenecke hervor, in welcher ich mit
offenen Augen träumend und die würzige kühle Nacht
einatmend, wohl an vier Stunden gelehnt hatte. Die
leuchtenden Meteore, die mir im ersten Augenblick un-
erklärlich dünkten, waren nichts anderes, als die zwei,
weit sichtbaren Sonnenbrenner, welche am Gittertor der
zur Badeanstalt führenden Allee prangen. Bevor ich
dies mitteilen konnte, schrie auch schon meine Reise-
gefährtin entsetzt auf. Sie zitterte um ihr und des
teueren Gatten Leben . . . Sie wählte uns schon ins-

gesamt verloren . . . Dem gräßlichsten Tode geweiht, indem die beiden Riesenleuchten, auf die wir losfuhren, ihr die Lichtsignale einer Lokomotive däuchten, obschon wir die Schienenstränge der Bahn längst überschritten.

Die gute Frau war wieder mal durch gar nichts zu beruhigen. Sofort erklärte sie, *pour rien au monde* weiterfahren zu wollen. Doch dagegen legte unser braves Pferd sein Veto ein, da es den Stall witterte, dem es unaufhaltsam zustrebte, trotz des Lärmens und Tobens in dem Wagen; denn nun schrieen alle: die Dame, weil sie sich fürchtete. Ihr Gatte, weil er seine Frau jämmerlich kreischen hörte. Der Kutscher, weil er unsanft aus dem Schlafe gerüttelt ward und von dem heillosen Gezeter absolut nichts verstand. Ich endlich, um die unschuldige Schreckensursache zu erklären. Aber noch bevor ich mich umsonst heiser gesprochen, besann ich mich eines Bessern, lehnte mich wieder ruhig in meine Wagenecke zurück und sagte mit dem großen Dichter, dessen Grab zu besuchen mir heute gegönnt ward:

Ahi! stolti, il tanto affaticar che giova? Tutti ritornate alla gran madre antica — e il nome vostro appena si ritrova! (O, Ihr Thoren! Was frommt das viele Mühen? Ihr alle kehret zur großen Muttererde zurück — und Eure Namen werden kaum wiedergefunden.)

*

*

*

Das unheimliche Klosterbad.

Man sollte meinen, daß wir nach all den Strapazen des in jeder Beziehung heißen Tages, dessen früheste Morgenstunde uns auf die Beine gebracht, eines kerngesunden, tiefen Schlafs uns erfreuten?

Dem war aber leider nicht so! —

Wir schliefen ebensowenig in dieser, wie in den verfloffenen Nächten; denn — man staune nur, man höre nur, man schaudere nur — es spukte in dem fatalen, alten Gemäuer.

Das am Fuße eines der größten Hügel der vielgepriesenen Euganeen gelegene Klosterbad erfreut sich leider dieses unheimlichen Rufes, wenn man sich's auch bloß sub rosa zuraunt.

Das erst seit wenigen Jahren als Badeetablissement adaptierte, ehemalige Kapuzinerkloster, über dessen Entstehung und allenfallsigen historischen Wert ich absolut nichts Positives erfahren konnte, weil man dem Fremden, bei der geringsten eingehenderen Frage, das Mißtrauen des Spionierens entgegenbringt, kann als Badehôtel sowohl was den Komfort, als die herrliche romantische Lage anbelangt, unbedingt als das allerbeste in Abano und Umgebung anempfohlen werden. Nur muß man sich eben zu der Badekur nicht allein mit den gehörigen Geldmitteln versehen, sondern auch mit dem gehörigen Mute.

Mir fehlte beides nicht; doch zu meiner großen Beschämung sei es gesagt, daß ich, was meine Tapferkeit anbelangt, schmähslichst Schiffbruch erlitten.

Am Tage meiner Ankunft besah ich mir sogleich das weitläufige, große Gebäude in all seinen Räumen. Ebenso die daranstoßende Kirche, in deren Katafomben die ehemaligen Bewohner des unter Napoleons I. despotischer Herrschaft aufgelösten Kapuzinerklosters ruhen.

Die abscheuliche Gewohnheit, mit meiner langen Nase überall, wo es nur etwas Interessantes zu sehen und zu entdecken gibt, vorwiegend herumzuschnüffeln, büßte ich allerdings schon in der ersten Nacht meines ruhmlosen Badeaufenthaltes. Die erschreckendsten Träume plagten mich. Ein ganzes Heer unheimlicher Gestalten, an deren knöchernen Gliedmaßen die dunkle Mönchskutte in Fetzen herabhing, umwogte mein Lager: stumm und geisterhaft, wie ich sie in den modernsten Särgen geschaut. Und ihnen nach rastete Napoleon einher, mit einer langen, langen Knute bewaffnet — anscheinend das einzige, was er in Rußland erobert — und trieb die armen Mönche unbarmherzig von hinnen, ein satanisches, durch Mark und Bein dringendes Gelächter dabei ausstoßend . . .

In Schweiß gebadet erwachte ich und — sonderbar! — das unheimliche Lachen dauerte fort . . . Ich horche und horche . . . Doch ich höre immer wieder jenes schauerliche Hohngelächter, das mich schließlich derartig erschreckt, daß ich mich mutig anschickte — nach dessen Ursache zu fahnden, müßte ich schandenhalber sagen. Allein, ich will durchaus nicht schwefeln, wenn es auch im Schwefelbad naturgemäß wäre! Ich gestehe lieber, wenn auch zu meiner großen Beschämung, daß ich wohlweislich, trotz der im Zimmer, oder besser gesagt

in der ehemaligen Mönchsklaue herrschenden Hitze von 25 Grad Reaumur unter meine Decke kroch . . . Zähneklappernd erwartete ich den Morgen, meine Neugierde verwünschend und so unzählige De profundis für das Seelenheil der längstverstorbenen Mönche betend, daß ich endlich glücklich darüber einschlief.

Beim Frühstück besahe ich mir die übrigen Kurgäste etwas genauer und entdeckte, daß so ziemlich alle übernächtigt aussehen und eine sehr verdächtige Miene zur Schau tragen; hauptsächlich aber mit schier lächerlicher Ostentation sich gegenseitig versicherten, ganz prächtig geschlafen zu haben.

„O, ich durchaus nicht!“ ruf' ich dem werten, alten Freunde zu, unter dessen Schutz ich mich befand. „Ich habe gestern die bêtise begangen, die Katakomben anzusehen und träumte die ganze Nacht hiervon. Zum Glück weckte mich das laute Gelächter anderer Badegäste, die sich anscheinend bis tief in die Nacht hinein des Lebens freuten.“

„Comment, vous avez entendu aussi ce rire diabolique?“ flüsterte mir meine Nachbarin zu . . . Und seit jenem Augenblicke sind wir Freundinnen und erzählen uns gegenseitig unsere nächtlichen Schrecknisse. Ich bleibe jedoch stoisch dabei, daß irgend eine rücksichtslose Badeslique unsere Ruhe gestört. Allein die ungemein nervöse, eigensinnige Polin schwört hoch und teuer, daß es „surnaturel“ sei und daß es in den endlosen, breiten Klosterkorridoren, die eine Tramwayschiene ganz gut vertragen könnten, nächtlicherweile spuke. Vrr! — Ich lächle überlegen, indes mir meine De

profundis wie ein Alp auf die Seele fallen; finde aber doch nicht den Mut, meine Feigheit bei hellem Tage einzugestehen, verschanze mich vielmehr dahinter mit derselben Tapferkeit, mit der Don Quixote unsterblichen Angedenkens seine lahme Rosinante bestieg.

Endlich beschließen wir, gemeinschaftlich der Sache auf den Grund zu kommen, indem wir bis zur Geisterstunde zusammen wachen.

Der Tag vergeht in fieberhafter Aufregung, welche durch die peinliche, heiße Fango-Kur wahrlich nicht gemildert, vielmehr gesteigert ward, da der Schwefeldunst die Nerven ungemein aufregt. Was Wunder, wenn meine gute Polin und ich mit krankhaft geröteten Wangen und fieberisch heißen Händen uns des Abends begrüßten, um in meinem Zimmer, den gespenstischen Abenteuern entgegenzusehen, oder richtiger zu hordchen; denn sichtbar waren die Revenants allerdings nicht, wiewohl eine Mailänder Dame steif und fest behauptete, einen Kapuziner in ihrem Zimmer gesehen zu haben.

Mir hat sich keiner vorgestellt. Auch nicht meinem lebenswürdigen, polnischen Ehepaar, mit dem ich mit Argusaugen umher-spähend, Abend für Abend bis zur obligaten Mitternacht beisammensaß, um der Gratis-Seance der Geister zu harren, die sich aber niemals zeigen wollten. Dafür hörten wir aber insgesamt und ganz deutlich obendrein, jenes unheimliche, satanische Hohn-gelächter, das sich ganz besonders gelegentlich unserer ersten Geisterwache um die ominöse zwölfte Stunde vernehmen ließ.

Jetzt galt es, seinen Mut zu fühlen!

Es wäre auch unfehlbar geschehen, wenn irgend einer von uns einen solchen besessen hätte. Wir erfreuten uns aber sämtlich eines großen Überflusses an Mangel daran. Umsonst beantragte ich, die Korridortür aufzureißen und den Geistern kühn die Stirne zu bieten . . . Die lachten aber so weidlich da draußen in dem finsternen sonst grabesstillen Klostergang, daß wir es für geratener hielten, hübsch ruhig zu bleiben und uns verstoßen zu — bekreuzigen.

Da hätte es wohl der Kaltblütigkeit weiland des tapferen, österreichischen Kronprinzen, Erzherzog Rudolfs bedurft, der, wie allgemein bekannt, seinerzeit in Wien das famose, geisterbeschwörende, vor hoher Gesellschaft sich produzierende Medium Bastian in drastischer, köstlicher Weise ertlarvte. Denn trotz aller Angst besaß ich doch noch so viel gesunden Menschenverstand, um einzusehen, daß irgend ein Spaßvogel oder ein Bubenstück hinter all' dem albernen Geisterspuß stecken müsse.

Die Feigheit der Situation stieg mir beschämend zu Kopfe. Mit einem kühnen Entschluß und noch kühneren Sage stürze ich auf die Tür los und drehe den Schlüssel um. Im selben Augenblick packt mich aber eine solche Hölleangst, daß ich, meine von Rheumatismus geplagten Finger vorschützend, die bereits aufgesperrte Tür durchaus nicht zu öffnen vermag, wie sehr ich mich auch anscheinend darum bemühte, unbekümmert um das klägliche, heiser ausgestoßene *'n'ouvrez pas'*, meiner Schreckensgefährten, die mir die tollkühne, wahnwitzige Idee zumuteten, die zürnenden Geister der Unterwelt in unsere Mitte zu beschwören, indes ich doch mit einer

niegeahnten Herkuleskraft mein Knie gegen die Tür stemmte, als gelte es, der mächtigen Belagerung Trojas Stand zu bieten. Es war auch ein *siège de Troje* (trois), das wir drei tapferen Helden bis zum Morgengrauen aushielten und die Furcht schien unserer aller Achillesferse zu sein. Das einzig Heldenhafte, worüber diese Belagerung verfügte. Und es gibt auch nichts ansteckenderes als die Furcht! Daher doppelt traurig, daß die Wissenschaft noch immer kein geeignetes Schutzmittel hierfür entdeckt, wie beispielsweise die Desinfektion gegen die gefährlichen Cholera- und sonstigen Bazillen, vor denen man sich wenigstens in der nächsten Apotheke Rettung holen kann. Wir aber saßen hilf- und ratlos da und wußten nichts Gescheidteres zu tun, als die schauerlichsten Geistergeschichten aufzutischen, wobei besonders ich, mit meiner von allen Kritikern so sehr gerügten, allzu glühenden Phantasie und wälschen Über-treibungsmanie, geradezu Pyramidales leistete.

Mchfahl trennten wir uns erst, als die Sonne durch die hohen, gotischen Bogenfenster hereindrang, wiewohl seit Mitternacht die klösterlichste Ruhe und Stille allenthalben herrschte.

Fürs Leben gern hätte ich mein Bad abgesagt und mich krank gemeldet. Aber bei hellem Tage dünkte mich meine Angst so albern und kindisch, daß ich dem Wahlspruche meiner polnischen Freundin gemäß *'pour rien au monde'* der gesamten Badegesellschaft gegenüber, dem Verdachte feiger Gespensterfurcht mich ausgesetzt hätte.

Tapfer schritt ich daher zur anberaumten Stunde in

die hochgewölbten Souterrains hinab, um die Tortur der warmen Schlambäder mit noch wärmerer Abspülung im dampfenden Schwefelwasser über mich ergehen zu lassen. Als ich jedoch in dem abscheulich dünstenden Schwefelpfuhle staß, von Schlamm und Decken rings umhüllt, kam eine so gräßliche Abspannung aller Lebensgeister über mich, daß ich, halb eingekullt, halb meiner Sinne beraubt, die übermüden Lider schloß und fest einschlief. . . Ein wohlbekanntes, wenn auch nicht eben trauliches Gelächter schreckte mich empor. . . Weit und groß öffne ich meine Augen. . . Gleich der Hölle entsprungenen Teufeln stehn die Badebediensteten mit ihren schwarzen, schlammtriefenden Armen vor mir und lachen mich tüchtig aus, weil ich in den fanghi eingeschlafen.

„Diavolo! non se dorme miga nei fanghi, sala! Hahaha! che de rider!“

Da gehen mir endlich die Augen völlig auf. . . Ich entdecke, daß nicht nur das gesprochene Wort, vielmehr auch jeder lautere Ton; besonders aber das harmloseste Gelächter zehnfach in den hohen Steingewölben wiederhallt und wahrscheinlich in den Partiererräumen, die ich samt meinem lieben polnischen Ehepaare bewohnte, mit verdoppelter Potenz, dem donnernden Echo der Hochgebirge gleich, nachklingt!

Und so war es auch!

Mit der gleichgültigsten Miene von der Welt erkundigte ich mich bei den guten Leuten, ob die Souterrains des Nachts bewohnt seien und erfahre, daß die gesamte Dienerschaft der Badeanstalt darin hause und

erst gen Mitternacht, „dopo aver baccanà un tantin“, nachdem sie ein wenig zusammen getollt — es hörte sich jedoch wie ein Heerensabbath — der nächtlichen Ruhe sich erfreute.

Das Rätsel des erschreckenden Geisterspußs ward hiermit in höchst harmloser Weise gelöst. Ich vermochte es wahrlich nicht, den armen, tagsüber so angestregten Leuten das bischen Unterhaltung zu mißgönnen.

Leichtfüßiger bin ich noch niemals eine steile Treppe emporgestiegen.

In dem unheimlichen Klostergange, auf dessen von den kühnen Wölbungen des Erdgeschosses getragenen Mosaikfliesen jeder Schritt erdröhnte, begegne ich meiner lieben Polin, die in ihrem weißen Kaschemirschlafrock wie ein Opferlamm ins Bad schwankt. Wir tauschen einen vielsagenden Händedruck und ich beeile mich, ihr die natürliche Ursache unserer nächtlichen Abenteuer zu erklären. Doch sie blieb steif und fest bei ihrem „c'est surnaturel“. Ich aber schlief in der folgenden Nacht wie in Abrahams Schoß und würde auch jede Nacht ebenso ruhig geschlafen haben, wenn mich die gute Frau mit ihrer gräßlichen Angst nicht wahrhaft bis zum Tollwerden geplagt hätte.

Meiner eigenen Schwäche eingedenk, deren ich mich, ganz aufrichtig bekannt, nicht gänzlich zu entledigen wußte, so lange die ominösen Klostermauern mich umgaben, hatte ich Mitleid mit ihr und wir durchwachten allabendlich die fatalen Stunden, die uns von der erlösenden Mitternacht trennten; allein nach dem auf-

reibenden Tagewerke unserer Partie nach Cattajo und Arqua hätte ich denn doch gewünscht, mich eines ruhigen Schlafes zu erfreuen.

Dem war aber leider nicht so, wie eingangs bemerkt!

Raum hatte ich die müden Glieder behaglich ausgestreckt und mein armes von Schnakenstichen besäetes und darob mit Salmiakgeist bestrichenen Antlitz auf weichen Pfühlen gebettet, als auch schon an meine Tür geklopft wurde.

„Was gibts?“ fragte ich ziemlich unhöflich; denn ich wußte nur zu genau, was es gab.

Auf ein flehentlichst gesprochenes „ouvrez“ meiner Nachbarin beeile ich mich, in meinen Schlafrock zu kriechen, Schuhe anzuziehen und mein — geistreiches Gesicht so diskret als möglich bei der Türspalte hinauszustecken, mich der vergeblichen Hoffnung hingebend, daß der starke Salmiakdunst meinen unwillkommenen Besuch abschrecken werde.

Die arme Frau war aber von der kaum überstandenen Angst des Ueberfahrenwerdens noch so aufgereggt, daß sie noch immer nicht recht wußte, wie sie denn eigentlich mit heiler Haut unter das so sehr gefürchtete, schützende Dach gelangt war. Zur Beruhigung mußte ich ihr meine Melissentropfen geben. Während ich ihr dieselben einhändigte, sahen wir beide ganz deutlich in dem hellerleuchteten Korridor ein — Gespenst dahervandeln . . .

Man glaube beileibe nicht, daß wir wie furchtsame Kinder und hysterische Weiber einen gellenden Angst-

schrei ausfließen . . . Bewahre! Sprachlos vor Furcht und Grauen stierten wir die schreckliche Erscheinung an, die sachte und lautlos aus den Tiefen des endlosen Ganges einherschritt, geradewegs aus dem Trakte kommend, der das Kloster mit der Kirche, demnach auch mit den Katakomben verbindet . . . Brr! Angesichts dieser wahnfinnerregenden Tatsache schwand der letzte wohlthätige Zweifel . . . Ja, es spukte in den unheimlichen Klostermauern, die sich wie ein Kreisel um meinen so wenig zum Schwindel neigenden Kopf drehen — — —

Ein kalter, feuchter, schauerlicher Windhauch fegte vor der weißen Gestalt einher, die mählich, von grauenvoller Dunkelheit umhüllt, einherschwebt, den Boden kaum berührend, die Posaune des Weltgerichts in der hoherhobenen Hand — — — Und das schauerhafte Gespenst rückt uns immer näher und näher, indes dräuende Finsternis uns fast gänzlich umnachtet.

Da streicht ein eifiger Grabesodem ob unseren Häuptern dahin . . . Das Schreckgespenst der Mitternacht steht knapp vor uns . . . Die letzte Lampe erlischt und unsere schwankenden Gestalten erleuchtet nur noch der matte Kerzenschein, der durch meinen Türspalt herausbringt . . . Ohnmächtig bricht die arme Polin zusammen, während ich, aller Fassung bar, von wahrer Todesangst durchschauert, nach einer Stütze taste und, in Ermangelung jeder anderen, krampfhaft an den fürchterlichen Klostergeist mich klammere, der plötzlich mit — menschlicher Stimme, entsetzter noch als ich selbst, ausruft: „Ma per carità! ich bin ja der Lampen-

auslöfcher und kein Dieb! Lassen Sie mich los! Dio mio! so lassen Sie mich doch los!”

Die Posaune, oder richtiger das mehr denn meter= lange Rohr, vermöge dessen der arg verkannte Mensch mit starker Lunge die sämtlichen, hochplazierten Lampen des Korridors ausgeblasen, entglitt seiner zitternden Rechten, und händeringend versichert er mich immer wieder, kein Dieb zu sein. Mir war es aber noch viel wichtiger, daß der barfüßig einherwandelnde und überdies im tiefsten Negligé seinen nächtlichen Dienst ausübende, brave Mann kein — Gespenst war.

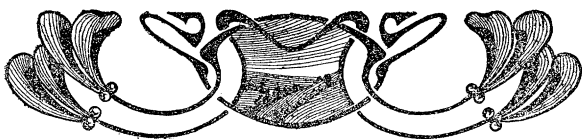
Meine Angstgefährtin vermochte ich aber durchaus nicht hiervon zu überzeugen. Sie blieb steif und fest bei ihrem: „c'est surnaturel, j'en suis presque morte“.

Und fintemalen ich an meiner eigenen Person erprobt hatte, daß gegen Dummheit selbst die Götter vergebens kämpfen, ließ ich Schillers Dichterwort walten . . . Da meine Badetur aber gerade vollendet war, entfloß ich am anderen Tage in Gesellschaft meiner lieben Polen dem unheimlichen Klosterbade, in das jemals wieder zurückzukehren meine Angstgefährtin mit tausend Eiden sich verschwor. Die Schlußkadenz bildete natürlich das stereotype: „mais pour rien au monde!”



VII.

Predil und Pontebba.



Die Eisenbahn ist zwar das einzige, was in Österreichs Gauen dem herrlichen Isonzotale fehlt; dennoch ist's nicht zu leugnen, daß es ungemein lustig ist, zur Abwechslung im offenen Reisewagen einherzurollen, ohne von den kargbemessenen Coupés der Bahnzüge beengt zu werden. Nach Herzenslust an den landschaftlichen Reizen sich zu weiden. Nach Belieben und Laune auszustiegen, um die Merkwürdigkeiten des Weges zu bewundern, ohne erst das heißersehnte, niemals nach Wunsch eintreffende „Eine Minute Aufenthalt!“ des Schaffners abwarten zu müssen. Endlich mit seinen Reisegefährten traulich plaudern zu können, ohne daß die gemarterte Kehle einen aufreibenden Wettkampf mit dem Pusten, Schnauben und Stöhnen der Lokomotive und dem kreischenden Rasseln der Räder zu bestehen habe.

In solch genußreichen Augenblicken würden vielleicht auch nur wenige für die heißersehnte und vielbesprochene Predillbahn*) stimmen und diese Todsünde ohne weiteres

*) Die im Bau begriffene Moheiner Bahn, die von Görz bis Canale dieselbe Strecke durchmißt, hat die Predilllinie wahrscheinlich für immer verdrängt.

begehen, um sich aus purem Egoismus durch das schraubende Dampfroß das Stück reizender jungfräulicher Landschaftspoesie nicht — anschwärzen zu lassen. Es ist nämlich eine gar liebliche Gebirgsidylle, die der Reisende in nächster Nähe der Stadt Görz erblickt, sobald Salcano und das im Waldesschatten gegenüber gelegene San Mauro passiert ist und die kühnen Rosse in scharfem Trabe den Eingang ins rauschende Ssonzo-tal ertrogt.

Als erste Vorposten der Alpenregion zeigen sich die starr und abweisend sich entgegenstauenden, rechts und links vom Ssonzo aufragenden Bergesnachbarn San Valentino und Monte Santo. Letzterer, der heilige Berg, ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort, welcher der Legende nach im Jahre 1517 auf Geheiß der Mutter Gottes entstand, die einer frommen Hirtin, Ursula Ferligoinica, wiederholt erschienen war. Diesbezügliche Fresken schmücken die großangelegte Kirche. Das wunderthätige Gnadenbild der heiligen Jungfrau ist auf Zedernholz gemalt und wurde vom Aquilejenser Patriarchen Grimani gestiftet.

Die Nordseite des hohen, ruinengeschmückten Sanft Valentinsfels hat den ernststen, unwirtlichen Charakter des Karstes bereits abgestreift, um sich mit dem frischen Grün der Laubwälder zu schmücken. Mit Efeuranfen gepaart, umwuchert es fast den ganzen Weg bis Canale entlang, dies- und jenseits des wildschäumenden Ssonzo das Gestein des formenreichen Höhenzuges.

Auch Canale ist in ein grünes Blättermeer gebettet. Dieser hübsche, in einem Bergkessel romantisch gelegene

Marktflecken war einstmals befestigt und prangt noch heutzutage im Schmucke eines alten Turmes.

Gleichfalls erwähnenswert ist ein die Ortschaft überragendes, von den Franzosen zu Anfang des 19. Jahrhunderts erbautes Schloß, in dessen schattigem Parke unter einer herrlichen Zeder das Schlachtroß Napoleon I. begraben ist. In den Stallungen des Schlosses, das der Schwester des großen Franzosenkaisers, der Fürstin Bacciochi gehörte, wird die Stelle gezeigt, wo der berühmte weiße Hengst, auf dessen Rücken Napoleon den Simplon und Sankt Bernhard passiert hat, an Altersschwäche umkam. Bis zu seinem Ende ward das historisch denkwürdige Tier treu gehegt und gepflegt.

Ganz Canale durchkreuzend, gelangt man an das rechte Inzoufer über die im Jahre 1822 neu errichtete Steinbrücke, deren gewaltige Bogen die sich schroff gegenüberstehenden Ufer, friedlich vereinen. Eine alte, dem heiligen Rochus gewidmete Gedächtnssäule fällt am Ende der Brücke ins Auge.

Von da aus schlängelt sich die von der verschiedensten Alpenflora und einer stellenweisen Pappelallee umsäumte Straße, ziemlich steil hinan. Ronzina nebst mehreren kleinen Dörfern passierend, steht man plötzlich vor einem dräuenden, schier unabsehbaren Felsenwalle, der dem Reisenden ein gebietendes „Halt!“ entgegenzurufen scheint, ja einstens der Sage nach ein ganzes Türkenheer am Weiterdringen verhinderte, als unüberwindliche Wehr, das Hochgebirge vor den schrecklichen Verwüstungen der wilden Horden bewahrend.

In ohnmächtiger Wut entbrannt, riß der anführende

Pascha den Krummfäbel aus der juwelengeschmückten Scheide. Mit dem blanken Stahle den Felsen in wuchtigen Hieben zersplitternd, meißelte er das verhaßte Christenemblem in die schroffe Steinwand ein, als ewiges Zeugnis, daß er bis hierher und nicht weiter vorzubringen vermocht.

„Turški križ“ heißen die beiden sorgfältig vor jeder Unbill bewahrten Kreuze, die als *saxa loquuntur* dastehen, noch bis zum heutigen Tage, ebenso wie die traditionelle Entstehung ungeschmälert im Volke weiterlebt. —

Doch was dem grimmen Türken nicht gelungen, besiegte der Fortschritt der Jahrhunderte mit staunenswerter Leichtigkeit.

Die Straße führt hart an der gigantischen Steinveste vorüber. In Eintracht dieselbe umzingelnd bahnt sich der Weg in mächtigen Serpentinaen empor und strebt, den Fsonzo in schwindelnder Höhe überragend, dem Hochgebirge zu, dessen stolze Häupter aus dem wallenden Nebelschleier der blauen Ferne herübergrüßen. Wie die Verheißung köstlicher Röhle muten die Alpenriesen, die bereits bei Deskla wie eine Vision sich offenbaren, in heißen Sommertagen den Wanderer an und winken verlockend in die Ebene herab.

Die neue, weniger gefährliche Poststraße, die der Baurat Robert von Bouward mit eigener Lebensgefahr und Bewältigung enormer Hindernisse glatt und eben wie ein Billard trazierte hat, überwindet spielend die größten Schwierigkeiten des Bergpasses.

Der altersgrauen Sage begegnet man nochmals an

jener Stelle, wo der Weg sich neuerdings dem Küstenflusse nähert, bevor letzterer in rasenden Wellenwirbeln von Santa Lucia aus hervorströmt.

Beiden, der Heerstraße und ihrem lustigen Gefellen, scheint der Abschied unendlich schwer zu fallen; denn sie schmiegen sich eng und traut aneinander und raunen sich geheimnissvoll die alten Geschichten zu: wie in früheren Zeiten bei Nacht und Nebel ein schwanker Balken den todesverachtenden Schmugglern als alleinige Brücke über die reißenden Fluten diente: wie das tollkühne Spiel sich unentwegt wiederholte und die Hüter des Gesetzes, an Zauberei glaubend, ratlos den schäumenden Gewässern des Tsonzo gegenüberstanden, als sie schon vermeint, die Frevler mit fester Hand zu fassen, bis endlich ein Verräter das haarsträubende Wagnis erklärt, dessen letzter Versuch nicht ohne Menschenopfer verlief. Den Unglücklichen, welche auf frischer Tat ertappt wurden, verschwand der meuchlerische Steg unter den Füßen und sie küßten ihr wahnwitziges Unternehmen in den Tiefen der Soča.

Seit jener denkwürdigen Nacht fließt der Tsonzo um so schneller und tobender, wie von Gewissensbissen gepeitscht, dem Meere zu, als hoffe dieser rastlose Gebirgssohn in der Unendlichkeit der See, jegliche Schuld abzuwälzen.

In gewaltigen Bogen vorwärts strebend, verläßt die Straße den Fluß und dringt mit jeder Spanne Weges immer tiefer ins Herz des Hochgebirges hinein.

Im idyllischen Ögino-Tale, das von Bergen rings umkränzt ist, und dessen höchsten die im Jahre 1658

erbaute Wallfahrtskirche von Mengore krönt, fährt man durch üppige, von Vergißmeinnichtblüten geradezu strogende Wiesen.

In den lieblichen Anblick der Landschaft versunken, meint man schon, nichts Schöneres erblicken zu können, als plötzlich, mit einer ungeahnten Wendung, der Alpen hehrstes Bild sich entschleiert. Von der Höhe einer kühnen Serpentine gleitet der Blick in trunkener Überraschung in ein von trozigen Bergzinnen rings umschlossenes Hochgebirgstal. Dessen stille, abgeschiedene Romantik und wahrhaft malerische Lage, vermag es mit den Perlen der Schweiz, Tirols und der herrlichen Bayernlande kühn zu wetteifern.

Der ausgedehnte Bergkessel birgt nebst mehreren kleinen Ortschaften das an der Reichsstraße gelegene Dorf Woltshach, wo ein römischer, im Jahre 1588 renovierter, kapellenartiger Brunnen höchst augenfällig hervorsticht. Am allermeisten jedoch in diesem zaubervollen Tale der isoliert und kegelförmig emporragende, dicht bewaldete Schloßberg Tolmeins.

Wie ein als Schaustück in einem Glaschreine ausgestelltes Juwel prangt er inmitten fruchtreicher Obstanter und fetter Weidetriften, vornehm von den in drei verschiedenen Abstufungen hochaufgetürmten Bergkuppen sich sondernd. Grüne Matten decken die Höhe der einen. Strauchgewächs und selbst Eichenhaine die der anderen, während im Hintergrunde die Kreidekalkschichten der Alpengipfel blendend weiß erglänzen und durch ihre Bodenbeschaffenheit den Schimmer der Schneeflächen selbst in den heißesten Sommertagen auf ihrem kalten

Haupte hervorzaubern . . . Darüber blaut in schönster Herrlichkeit Italiens Himmel, der die nahe Grenze zollfrei überschreitet.

Tolmein erhielt eine gewisse Berühmtheit durch den im Jahre 1319 erfolgten, vielfach angezweifelte Aufenthalt des Dichterkönigs Dante Alighieri, der sich in jener Zeit mit allzu großem Eifer den Beinamen des „fiero ghibellin“ eroberte. Infolgedessen mußte er das heimatliche Florenz verlassen und flüchtete unter anderem auch an das Hoflager des Sommerfürsten Aquilejenser Patriarchen, wo er bei dem Kirchenfürsten Pagano della Torre Aufnahme fand.

Der von seinen Verfolgern gehegte Poet konnte sich dieser Gastfreundschaft, um seinen Feinden zu entgehen, jedoch vorsichtshalber nur des Nachts erfreuen, im Kreise schöner Edelfrauen und lustiger Kumpane sein Leid vergessend. Bei Tage verbarg er sich in dem schützenden Labyrinth, der nach ihm benannten Dante-Grotte, an deren kaum wahrnehmbarem Eingang, in einer Tiefe von hundert Metern, die gischtsprudelnde Tominka vorüberbraust und ihre tollen Wirbeln mit den Wassern der Zadlašca vereint.

Begreiflicherweise bildet Dantes Verweilen in dem bescheidenen Marktflecken den Glanzpunkt der Tolmeiner Chronik.

Im Volke wird behauptet, daß der große Poet mehr denn einen Cantico der Divina Commedia in den Felsenhöhlen des Čadraberges gedichtet habe. Gewiß ist es aber, daß die geheimnisumschauerte Beschreibung zum Eingang der Hölle und die Fahrt Charons über

den graufigen Fluß der Unterwelt, an die düster-schaurige, vereinsamte Landschaft der Tominskagegend gemahnt.

Fels um Fels staut sich da in den Tiefen der klammartigen Schlucht zusammen, in der zwei Gießbäche in wilder Ehe sich vermählt und rastlos und unaufhörlich in ewigem Hader gegeneinander losstürmen: zischend, brandend und schäumend an den zerklüfteten Steinplatten der Ufer als Sprühregen zerstäubend. Wie eine Theaterkulisse schiebt sich im Norden das Gefels zusammen, nur durch schmalen Spalt einen Blick in den verhüllenden Hintergrund gestattend, wo eine ferne, mitten im eisigkalten Wasser hervorsprudelnde Schwefelquelle förmlichen Höllenqualm in Form von heißen Dünsten herüberspeit. Dem fesselnden und dennoch herzbeklemmenden Schauspiele gegenüber, von der Mitte der notdürftigen Holzbrücke aus, bietet sich das überraschende Bild des fernen Kirchturms von Tolmein, der wie ein Friedensengel die weltentrückte Einöde beschirmt.

Die ganze Umgebung muß in alten Zeiten noch viel wilder und weit wüster gewesen sein. Überdies waren ja die Eskerbina und sonstigen Berge ringsumher einstens dicht bewaldet. Daher könnte mit der schrecklichen „selva selvaggia ed aspra e forte,“ die in der Erinnerung allein Furcht erweckt und von welcher der Dichter so grauenerregend spricht, wohl auch der großartige Waldkomplex gemeint sein, der den Galeeren der venetianischen Republik zum Opfer gefallen ist.

Dieser vagen Vermutung schließen sich die von mehreren Kommentatoren der göttlichen Komödie mit

der Dante-Grotte in Verbindung gebrachten Verse an, welche im XXVII. Canto des Purgatorio vorkommen und folgendermaßen an die im Volksmunde auch Zadlaška jama genannte Höhle anspielen:

„Tali eravamo tutti e tre allotta.

Jo come capra, ed ei come pastore,

Fasciati quinci e quindi dalla grotta.“

Es ist auch kaum anzunehmen, daß die seit Jahrhunderten nicht allein im Volke, sondern auch im Kreise der Gebildeten bestehende Tradition vom Aufenthalte Dantes rein aus der Luft gegriffen sei. Ohne jeglichen historischen Hintergrund kann das Ganze nicht entstanden sein; denn jetzt noch wissen alte Leute zu erzählen, daß ihr Urahn das Glück gehabt, den großen Geisteshelden im roten Gewande vor der fraglichen Höhle sitzen zu sehen.

Dies mußte sich dem Gedächtnisse des Volkes umsomehr einprägen, weil die gänzlich unerforschte Grotte jetzt noch Furcht einflößt, indem man ihr auch eine mythologische Bedeutung beimißt. Als Heimstätte der bösen Divja baba, der wilden Frau, die vor dem Christentume grollend geflohen. Dantes Verweilen in den scheu gemiedenen Abgründen mochte demnach den schlichten Landleuten als wahre Heldentat gelten, deren gebührende Bewunderung von Generation zu Generation auf die Nachwelt sich verpflanzte und ungeschmälert weiterlebt.

Auch bürren geradezu in ihren verschiedenen Werken für den, von so vielen in die Märchenwelt versetzten Aufenthalt des unsterblichen Dichters in Tolmein und

Umgebung, die friaulischen Historiker: Giovanni Candido, Jacobo Balvasone, Quirico Viviano, Sartori u. a. m. Auch Graf Franz Coronini erwähnt hiervon in seinem vorzüglichen Buche „die Patriarchengräber von Aquileja.“ Nur Bianchi scheut sich nicht, in seinem 1844 in Udine herausgegebenen Werke den braven Tolmeinern das herbe Leid anzutun, ihnen den vielbeneideten Ruhm vom glorreichen soggiorno des großen italienischen Poeten abzusprechen.

Der liebliche Marktflecken hat übrigens noch andere Sehenswürdigkeiten als die Dante-Grotte zu verzeichnen.

Es bildete sich daselbst auf Anregung des Bezirkshauptmanns Grafen Marenzi ein Verschönerungsverein, der es sich zur Aufgabe gestellt, die landschaftlichen Reize des Tolmeiner Beckens durch praktischen Sinn hervorzuheben. Der Verein hat sich gar bald viele Freunde erworben, und sogar der Kaiser Franz Josef, den im Herbst 1882 Tolmein vorübergehend zu beherbergen das Glück gehabt, spendete eine größere Summe zur Verschönerung des Ortes.

Die ersten Geldmittel wurden verwendet, um den steilen Schloßberg gangbar zu machen, was denn auch dem überaus rührigen Verein glücklich und bestens gelang. Ein bequemer, leichter, durch Ruhebänke und prächtige Aussichtspunkte um so anziehender gestalteter Weg schlängelt sich nun den tannenumsäumten Schloßberg hinan. Und nicht nur der schroffe Kegel, auch die ihn krönenden Ruinen sind nun zugänglich, ja, ein Aussichtsgloriette — dem damaligen Statthalter zu Ehren Rinaldini-Warte genannt — erhebt sich sogar

an der Stelle, wo einstmal's der Ritteraal des alten Schlosses Bockenstein gestanden.

Das neue Schloß, im Besiz der Baronin Winkler, liegt im Tale und dient jetzt als Amtsgebäude. Es gehörte abwechselnd den Grafen Attems, Mels und Coronini. Auch die Familie Kremer von Muenrode besaß eine Zeitlang die herrliche Domäne, zu deren schönsten Zierden der im Parke majestätisch thronende, riesige Tulpenbaum zählt. Es ist dies ein selten großes Exemplar des aus Amerika stammenden *Liriodendron Tulipifera*. Der Anblick dieses Baumes ganz allein lohnt eine Fahrt nach Tolmein, wo ein Poet die beste Anregung zum Dichten und ein Maler die reizendsten Motive zur Ausübung seiner Kunst findet.

Dem Höhenzuge der Julischen Alpen entlang, mit der hochragenden Spitze des Krn als gigantischen Wegweiser verläßt man Tolmein.

Der scharf zugespigte Krn-Gipfel erinnert in der Form an die vielbewunderten Mythen des Kanton Schwyz, genießt nur leider nicht deren Berühmtheit, weil die Schönheit des Fonzotales ach! so wenig bekannt ist. Daher spricht man auch nur immer von dem merkwürdigen, als Meerauge gepriesenen Hochgebirgssee der Karpathen, um welchen Ungarn und Polen im Parlament sich stritten, während das Meerauge des Krn höchstens in den Kreisen des Alpenvereins bekannt ist. Wenn aber überhaupt die rein zu belächelnde Möglichkeit einzuräumen, daß das Meer als Grundwasser eines Hochgebirgssees gelten kann, so hat wohl der die Adria, obschon in gewisser Ferne,

überragende Arn ein größeres Anrecht für seine Gewässer die stolze Bezeichnung Meerauge zu beanspruchen; denn im Küstenlande ist doch weit eher ein Zusammenhang mit der See und einem Berge denkbar, als in den Karpathen, die bekanntlich mitten im Festlande emporragen. Auch sollen die stillen, von abschüssigen Ufern umgebenen Wasser des Arn grundlos sein. Die Bauern, die ihr Vieh sorgfältig dem landesüblich Jezero genannten Meerauge ferne halten, behaupten es steif und fest, weil noch jedes Tier, das sich dahin zur Tränke verirrt, spurlos in den unheimlichen Gewässern verschwand, deren Ebbe und Flut konstatirt ist.

Dem mächtig aufgetürmten Stol entgegen, führt die Straße nach Karfreit mit seinen höchst sehenswerten Mühlen=Wasser=Fällen und mit der von Bergeshöhe herableuchtenden, blendend weiß getünchten Antonius=Kirche. Von dieser Ortschaft aus, die in den letzten Jahren durch ihre prähistorischen Ausgrabungen besonderes Interesse erweckt, zweigt der Weg auch nach Italien ab, dessen sonnige Ebenen über Cividale in wenigen Stunden zu erreichen sind.

Dem Predil zustrebend fährt man jedoch längs des rauschenden Isonzo. Seine eigentümlichen, zwischen indigoblau und smaragdgrün schillernden Fluten sind bei Karfreit neuerdings durch Felsengestein eng zusammengedrängt. In einem einzigen, mächtigen Bogen schwingt sich die Ladra=Brücke über den ob seiner Einkerkierung wuschäumenden Fluß. Schnöde überläßt ihn die Straße, die doch so treue Gefährtin, seinem Schick=

fale und schwingt sich immer tollkühner im Reiche der Giganten empor.

Das Wagnis gelingt. An dem majestätischen Schleierfall der Bocca-Wasser vorüber, erreicht man Flitsch und zugleich den Knotenpunkt des Hochgebirges.

Das Gepräge der großartigen Alpenlandschaft ist all den grimmen Spizen ringsumher aufgedrückt. Der originelle in Schweinsrüssel-Form emporragende Svinjak, der kahle Jalauc, die Zagakette, die ihrem Namen nach, den scharfen Zähnen einer Säge gleich gen Himmel ragt. Der trotzige Kombon, der Monte Canin und endlich der merkwürdig gezeichnete, wie von einer riesigen Kanonentugel durchbohrte Prestrelnik: sie alle machen dem Titanen der Julischen Alpen, dem von Baumbach in seinem „Blatorog“ so unübertrefflich-schön besungenen Triglav, alle Ehre.

Markt Flitsch oder richtiger Plez, wie die Ortschaft in der in den Bergen vorwiegenden, slovenischen Sprache genannt wird, erfreut sich schon seit geraumer Zeit eines guten Rufes als Sommerfrische.

Die Gegend ist herrlich, teilweise sogar historisch denkwürdig. Kein Reisender darf es daher versäumen, die im Jahre 1809 durch das grauenvolle Ende französischer Krieger zur tragischen Berühmtheit gewordene Flitscher-Klausen zu besuchen. In ihrer unergründlichen, von scharfen Felsenkanten starrenden und von den wildschäumenden Gewässern der Coritenza durchtobten Tiefe, verschwand spurlos eine große Schar stürmisch und ahnungslos einherstreichender Kavallerie. Mann und

Koß ward jählings von dem gähnenden Schlund wie von dem gierigen Rachen eines Ungeheuers verschlungen . . .

Den Österreichern in dem diesseitigen kleinen Kastell, die kurz vorher die Brücke abgetragen und den klaffenden Fessenspalt bloß mit Reifig maskiert hatten, war es durch diese Kriegslift gelungen, den Feind, wenn auch in schrecklichster Weise und nur vorübergehend, aufzuhalten.

An Stelle der von den rachedürstigen Franzosen zerstörten Feste erhebt sich seit dem letzten Dezennium neuerdings ein Verteidigungsfort.

Jenseits der Glitscher-Klaufe bahnt sich der Weg unendlich steil empor, klettert unheimlich nahe an Abgründen dahin, die an die Via mala des Rheins erinnern, und erreicht Unter-, Mittel- und Oberpreth, wo die Welt, selbst wenn das langersehnte Dampfroß einmal hindurchbrausen sollte, dennoch wenigstens mit — drei Brettern verschlagen sein wird. Jetzt ist sie's mit noch viel mehr! Drum hurtig weitergefahren und den vom Mangart, Seekopf und anderen Riesen flankierten Predil hinangekommen!

Auf einer Meereshöhe von 1122 Meter befindet sich das Fort Predil nebst dem Denkmale, das Kaiser Ferdinand den Manen der in den stürmischen Matagen des Jahres 1809 heldenmütig gefallenen Krieger setzen ließ.

Die Inschrift der Marmorpyramide mit dem an das berühmte Luzerner Denkmal gemahnenden Löwen, nennt ganz besonders, als leuchtendes Beispiel todes-

mutiger Soldatentreue, den Hauptmann Hermann von Hermannsdorf.

Wenn man endlich nach mühseliger Wagenfahrt die Höhe des Predilpasses erklimmen und ringsum bloß von zerklüfteten schroffen Bergzinnen und blendenden Schneefeldern umgeben ist und jene ätherklaren Regionen erreicht hat, in denen auf hohem Firn nur der Nar haust und seine kühnen Flugspiralen in den Lüften zieht, führt die Straße mit jähem Wechsel abwärts, an dem smaragdgrünen, schwermuterweckenden Raiblersee vorüber.

Zur Rechten des Weges, den düstern Gewässern gegenüber, als heitere Staffage dieses totenstillen, abgeschiedenen Erdenwinkels, blinkt uns die schönste Alpenflora in seltenem Reichtum entgegen. Eine unabsehbare Fläche der rosigsten Rhododendron offenbart sich dem staunenden Auge.

Der Wagen muß halten, wenn es die abschüssige Straße auch noch so sehr erschwert. Und nur mit einem mächtigen Strauß selbstgepflückter Alpenrosen beladen, fährt man an der großartigen Vitriolwand vorüber nach Raibl und endlich von dem majestätischen Fünfspitz begrüßt, nach dem waldumrauschten Tarvis.

In kurzer Entfernung dieses Gebirgssortes, des alten Tres viis (nach anderer Version Tarvisium) der Römer, liegt die Festung Malborghetto. Auch hier ließ Kaiser Ferdinand, wie auf dem Predil, zur Ehrung der für Österreich in den Napoleonischen Kriegen Gefallenen, eine gleiche Pyramide mit einem zu ihren Füßen liegenden Leuen aufstellen. Doch der im Fluge

vorbeiraffende Bahnzug erlaubt es nicht, das Monument näher zu betrachten.

Mit Dampfesschnelle geht es nun inmitten der Karnischen Alpen gen Italien zu, die so nahen und doch in Sitten und Sprachen so grundverschiedenen Zwillingsorte Pontafel und Pontebba passierend. Bloß eine kurze Brücke trennt die beiden Ortschaften. Dennoch wird in Pontebba nur Italienisch gesprochen, während in Pontafel das Deutsche regiert.

In Benzone lohnt sich eine kleine Rast, um die dortigen natürlichen Mumien anzusehen, die ganz wunderbar konserviert sind.

Und wahrlich, es ist keine Übertreibung, wenn man die merkwürdigen Dauerleichen als ganz staunenswertes Phänomen ausposaunt!

Als ein solches gilt zwar diese eigentümliche Mumifikation der Wissenschaft schon lange nicht mehr. Der Ubinesische Gelehrte Dr. Bari hat nämlich mit unermüdlicher Geduld durch mannigfache Experimente erwiesen, daß es pilzartige Bakterien sind, die er *Hypha bombicina* nennt, welche die Kadaver in einer Weise aussaugen, daß die obere Epidermis, jeglicher in Verwesung übergehender Substanz entblößt, in eine trockene, gegerbtem Leder gleichende Masse sich verwandelt. Die Leichen werden hierdurch zum Balg und klingen auch ganz hohl, wenn der Rüster zur Befräftigung seiner mitunter recht komischen Erklärungen, daran herum klopft.

Mit ein wenig Phantasie glaubt man sich in die thebanischen Felsenkammern Ägyptens versetzt, wenn man das Innere der Kapelle betritt, in der ringsum

die verschiedenen Mumien beider Geschlechter längs der Wände aufgestellt sind.

Da ist beispielsweise die vor vielen Jahren ausgegrabene Mumie eines Geistlichen, die so frisch und unverfehrt geblieben, daß man an Kinn und Backen ganz deutlich die bläulichen Spuren des anscheinend kaum rasierten Bartes gewahrt. Von den merkwürdig erhaltenen Haupthaaren der Mumien gar nicht zu sprechen!

Überhaupt sind dieselben weit besser konserviert als die mit unbekannter Kunst und geheimnisvollen Ingredienzien sorgsam präparierten ägyptischen Mumien, welche, dem mit peinlicher Genauigkeit befolgten Einbalsamierungsrituale gemäß, auch noch mit mindestens hundert bis tausend Ellen Byffusstreifen fest umwickelt wurden.

Was die alten Ägypter nur mit großem Kostenaufwande und außerordentlicher Mühehaltung — das Verfahren der Mumifizierung dauerte gewöhnlich 70 Tage — erreichten, vollbringt die Natur in Benzone gleichsam spielend und weit besser, da diese seltenen Mumien ihresgleichen suchen. Sowohl was die Konservierung, als auch was die Farbe und Geschmeidigkeit anbelangt, übertreffen sie alle samt und sonders: die künstlichen Mumien Thebens, welche meistens durch die Behandlung mit aromatischen und harzigen Stoffen eine gelbliche, fast dunkelbraune Farbe aufweisen. Die kontrastvoll schwarzen, äußerst zerbrechlichen von Memphis. Die natürlichen Mumien des Kapuzinerklosters zu Palermo und des Bleikellers der Bremer Domkirche.

Napoleon I. galt als Bewunderer dieser seltenen Naturerscheinung. Er soll während der Eroberung des Landes oft und viel in dem kleinen Mumien-Kirchlein geweilt haben und sich besonders den Budfligen — il gobbo — der schon mehr als zwei Jahrhunderte hindurch produziert wird, genau besehen haben. Ja, es wird sogar behauptet, daß der große Kaiser nicht nur den Wunsch ausgesprochen, im Dome von Venzone begraben zu werden, sondern dies auch in seinem Testamente bekräftigt habe. Sein Leben und Sterben im Exil von St. Helena vernichtete wohl diesen, wie so viele andere Pläne des so hoch gestiegenen und drum um so tiefer gestürzten Mannes.

Die Mumien des bescheidenen Venzone, welche die Fama mit dem ruhmgekrönten Kaiser verknüpft, erhalten aber dadurch, ob beglaubigt oder nicht, eine doppelte Bedeutung.

Ästhetisch ist der Anblick dieser den meisten Grauen erregenden Gestalten freilich nicht. Nur höchst interessant. Bis auf die paar Mumien jedoch, die durch gräßlich verrenkte Arme, zusammengeballte Fäuste und verdrehte Köpfe die entsetzliche Vermutung aufkommen lassen, daß die Unglücklichen bei lebendigem Leibe dem gräßlichen Fraß der *Hypa bombicina* ausgesetzt waren.

Jeder Wißbegierde wird hierdurch Einhalt geboten. Man unterläßt es mit seltsamer Scheu, sich an die verkrümmten Gestalten mit seinen Untersuchungen heranzuwagen und kann die stumme Klage, die aus diesen stieren, schauerlichen Augäpfeln spricht, nicht ertragen.

Die meisten retten sich in die nahe Ortskirche, in deren Katafomben die merkwürdige Mumifikation sich vollzieht.

Da geschieht es mitunter, daß der arme Fremdenführer, dem selten die Gelegenheit geboten wird, sich ein übriges zu verdienen, der irrigen Meinung sich hingibt, man wolle auch noch zum Überschuß die Residenz der vielgenannten Bakterien besuchen.

Dienstestrig schleppt er eine Leiter herbei und macht sich daran, mit einem Stemmeisen die Marmorplatte zu heben, die in das Souterrain der Kirche führt.

Wenn man seinem wenig einladenden Gebahren auch noch so wehrt, gähnt einem, bevor man sich's versieht, die Öffnung der unterirdischen Gewölbe entgegen. Es kommt aber noch besser! — Der menschliche Spekulationsgeist ist unermüdlich in Erfindung von Erwerbsquellen. So erfährt man denn auch in Benzone, während man entsetzt den moderduftigen Gelassen den Rücken kehrt, daß das Privilegium, in den mumifizierenden Katafomben begraben zu werden, nicht allein der Priesterkaste und dem Landesadel eingeräumt wird, sondern auf besondern Wunsch auch — Fremden.

„Se commandano, anche pei forastieri . . .“ grinnt der Küster hypersüß.

Merkwürdigerweise erobert sich der gastfreundliche Cicerone auf solch großartige Aussicht hin keine besondere Gabe; denn die Fremden fühlen wenig Lust, die nähere Bekanntschaft der freßgierigen Bakterien zu machen und einst als Kuriosität der staunenden Menschheit zur Schau zu dienen. Im Sturmschritt entflieht man vielmehr dem Bereiche der *Hypha bombycina*.

Die reizende Landschaft in und um Benzone entschädigt gar bald für den Schreck bezüglich der infernalischen Zumutung in den Grabstätten Benzones zu vermodern.

Der Zug raffelt durch Tunnel um Tunnel, die wie Dachschiefeln durch die Berge sich stehlen. Hin und wieder tauchen grandiose Alpenhöhen auf. Merkwürdige Felsgebilde, gischt-schäumende Wasserfälle treten in den Vordergrund. Auch zur Talsohle senkt sich die Bahn hinab und saust über den langen, aus fünfundfünfzig Bogen gebildeten Viadukt, der über das Schuttgeröll der meist feichten Fella und des Tagliamento sich spannt.

Das hochgelegene, turmgekrönte Gemona kommt erst von der Ebene aus zu vollster Geltung.

Einer mittelalterlichen Veste gleich thront das imposant und malerisch situierte Städtchen auf stolzer Höhe. Von blühenden Gärten gar lieblich umrahmt, sticht es reliefartig von der senkrechten, mit unzähligen Grifen bewachsenen Bergkette der Alpen ab. Dies tritt besonders an Frühjahrstagen beim Sonnenuntergang plastisch hervor. Wenn die glutigen Strahlen des sinkenden Feuerballs ihr Zauberlicht über die Berge werfen, prangen nicht allein die Höhen im vielbewunderten Alpenglühen. Auch die Halben und Hänge mit ihren teppichartigen Grisa-Bucherungen schillern sowohl in eigenster Farbenpracht, als im rosigen Widerschein des phänomenalen Naturspieles.

Das üppig behaute Flachland gibt dem Kontrast der Gegend die schönste Weihe: unten der ewiggrüne Lorbeer, der industriell so wertvolle Maulbeer- und Ol-

baum mit seinem Friedens-Embleme. Der üppige Efeu, und oben auf hohem Felsengrat das keusche Edelweiß, das den sonnigen, italischen Gefilden fast greifbar nahe wächst und an keinem anderen Orte Europas in so geringer Höhe und nächster Nähe des Meeres gefunden wird. —

Aus all der landschaftlichen Flurenfülle taucht allgemach der Engel des Kastell Sanct Angelo in Udine auf. Gleichsam schützend breitet er seine Fittiche über die architektonisch so interessante, von altersgrauen Mauern und Türmen jetzt noch teilweise umgürteten Stadt aus, wo die Pontebba-Linie an der Schwelle Italiens mit der Südbahn sich vereint.



VIII.

Ein Abenteuer mit einem
Totenkopf.



Ferien! O du selige, unvergeßliche, goldene Jugendzeit! Rosig und wolkenlos wie ein schöner Maientag, tauchst du aus der Vergangenheit vor mir empor, der frohen Kindheit ungetrübte Freude mir vorgaukelnd.

Ferien! Wessen Herz schlägt nicht höher in Erinnerung all der Herrlichkeiten, die dies Zauberwort ihm einst erschlossen? —

Ferien! Mit welchem Hochgenuß werden da die Bücher zur Seite geschoben. Die Koffer gepackt. Die Ränzlein geschnallt, um flugs nach Haus zu eilen zu seinen Lieben und — alles zu vergessen, was man das Jahr über mit Mühe und Not erlernt.

Ja, es gibt solch kleine Schelme. Ich selbst gehörte zu den vielen, die derlei mit großer Gewissenhaftigkeit alljährlich auszuführen pflegen. Ach, ich wollt', ich hätte es mit geringerem Eifer betrieben und brauchte nun nicht so viel nachzuholen! — Allein, was frommt die späte Reue?! —

Warf ich doch schon auf der Heimreise im schnellfahrenden Dampfschiff all mein Wissen in Form von Schulbüchern und Diktandoheften über Bord. Auch das Zeugnis mit dem fatalen „Unbefriedigend“ in punkto der so schwer zu erlernenden deutschen Sprache

ward allemal in kindlichem Leichtfinn und Übermuth ins tiefe Meer versenkt. Kein Wunder, daß ich als deutschschreibende Triestinerin jetzt noch Schiffbruch daran leide . . .

O, über die tolle Jugend mit all ihren unverzeihlichen, losen Streichen!

Drum ist sie aber doch die schönste Zeit des menschlichen Lebens. Unter den Glücklichen eine, genoß ich sie mit vollen Zügen. Und gar die Ferien! Die Ferien, in denen der mürrische Herbst zum lachenden Lenze wird und einem das Herz schwellt in Lebenslust und Freude, wie in längstvergangener Frühlingszeit: ja, die Ferien sind und bleiben mir unvergeßlich!

Ich verbrachte sie im trauten Familienkreise. In einer reizenden Villa am Adriastrande. Von allen geliebt. Von allen verhätschelt; doch auch von allen gefürchtet als der größte Wildfang, den jemals die Erde getragen, und der dennoch mit einem „guten Wort“ stets zu zähmen gewesen.

Mein Lieblingsaufenthalt war die Terrasse vor dem großen Wohnzimmer. Von dort aus genoß man die prächtigste Fernsicht auf den von allerlei Schiffen buntbelebten Kriegshafen mit seinen von trozigen Festungswerken gekrönten Inseln. Seinen kolossalen schwimmenden Dock's und seinen Riesenwerften und Maschinengebäuden, aus denen die dumpfen Schläge der Zyklopen wie fernes Donnergetöse bis zu uns herüber schallten.

Auf dieser Terrasse ruhte ich nun gewöhnlich gegen Abend von des Tages Mühen aus, die meistens in einem wenig erbaulichen Herumtollen bestanden: theils

im kleinen Boote auf hoher See, Welle um Welle tollkühn durchfurchend, theils in Gesellschaft eines gar treuen Gefährten und verständnisinnigen Freundes die Wälder durchstreifend.

Dieser mein lieber Kamerad war zwar nur ein — Esel, wie solche in Istrien vielfach gebräuchlich; dies hinderte mich aber dennoch nicht, mit wahrhaft zwillingsbrüderlicher Liebe an ihm zu hängen. Ich trieb meine Leidenschaft so weit, daß ich den biedereren Vierfüßler sogar dem damaligen Marine-Oberkommandanten, Sr. Kaiserlichen Hoheit Erzherzog Ferdinand Mar, feierlichst vorstellte . . . Zum Entsetzen meiner Verwandten und zum nicht geringen Ergötzen des leutseligen Prinzen, der ob dieses programmwidrigen Intermezzos sich's gewiß nicht gereuen ließ, uns die hohe Ehre seines Besuches geschenkt zu haben.

Eines Abends hatte mich mein guter Freund, der „Esi“, wieder einmal nach einem heißen Tage vor der Terrasse abgesetzt, auf welcher bereits meine Mutter und meine gestrenge Schwester saßen. Zum Glück und Heil meiner defekten Schuhe und abgewekten Ellbogen traf ich die Damen nicht allein an, sondern in Gesellschaft unseres guten alten Dorfpfarrers, der für meine Jugendstreiche immer wieder ein entschuldigendes Wort fand. —

Im Vollbewußtsein eines solchen Protektors stieg ich denn auch elastischen Schrittes die Stufen zur Veranda empor. Nach kurzem Gruße machte ich mich geschäftig daran, dem hochwürdigen Herrn den schönsten

und größten Tschibuk mit dem besten Trebinjer der tabakreichen Levante zu stopfen.

Schmunzelnd nahm Don Elia die stets erwünschte Pfeife entgegen. Doch bevor er noch die Ambraspitze zum Munde geführt, ging auch schon seitens meiner Schwester die längstgeahnte Strafpredigt los, deren langes Sündenregister aufzuzählen, keine zehn Bände in Großfolio genügten. Unter anderem mußte ich hören, daß ich täglich leichtsinniger wurde — eine große Neuigkeit fürwahr! — Daß ich nun alle meine Pflichten aufs Empörendste vernachlässigte, ja sogar den Totenkopf zu säubern vergessen hätte, was ich doch sonst in den Ferien zu tun pflegte, wohl wissend, daß die Dienstboten mir diese Arbeit nur zu gerne überließen.

„Und du nicht minder,“ warf ich vorwiegend ein.

„So, das nenn’ ich denn doch die Kühnheit auf die Spitze treiben! — Als ob ich nicht vollauf zu tun hätte tagsüber, ja bis in die späte Nacht hinein.“

Zur Befräftigung ihrer schweren Hausfrauenpflichten ordnete sie emsig an den Himbeeren, die sie in einem kleinen Körbchen mit Weinlaub vermengt für den Abendstisch arrangierte.

Wir hatten alle unwillkürlich den Kopf gewendet nach dem fraglichen Totenschädel, der mir die heillose Philippika eingetragen, und der auf dem Bibliothekstisch meines Vormundes — eines Arztes — plazierte, allerdings die größten Spuren meiner Vernachlässigung trug. Das sah man selbst in dem fahlen Dämmerlicht, das bereits in dem Gemache herrschte.

Doch, mein Himmel, was war das? —

Welch grauenvolles Bild bot sich da urplötzlich haarsträubend und wahnsinnerregend unseren Blicken? —

Ja, wahrhaftig! Es war weder Täuschung noch Halluzination . . . der Totenkopf — großer Gott! — der Totenkopf regte sich . . . Der knöcherne Kiefer schob sich dräuernd vor, und förmlich die Zähne fletschend öffnete sich der fleischlose Mund, als wolle er uns alle verschlingen . . .

Es war gräßlich!

Ein gellender Schreckensschrei tönte so stark und unisono durch die abendliche Stille, daß ihn unmöglich ein Einziger ausgestoßen haben konnte. Doch jeder von uns bemühte sich, ihn zu verleugnen, heldenmütig in Blick und Miene eine imponierende Fassung und Würde zur Schau tragend, die natürlich rundweg jeglichen Angstschrei ob solcher Lappalie geradezu als Ehrenbeleidigung geahndet hätte.

Kein Wort wurde über das entsetzliche Faktum gewechselt, trotzdem es jeder mit eigenem Auge gesehen . . . Wie gebannt blickten wir immer wieder nach dem bleichen Totenkopfe . . . Da wiederholte sich das Fürchterliche, gleichsam, um jeden wohlthätigen Zweifel daran höhnernd auszuschließen.

Ein Schauer durchrieselte uns insgesamt.

Meine Mutter, eine doch so starkgeistige Frau, konnte dennoch nicht verhindern, daß die Nadeln ihrer Strickarbeit sehr bedenklich aneinanderklapperten.

Meiner Schwester war das Körbchen mit den Himbeeren aus den zitternden Händen geglitten . . . Der ganze Inhalt machte sich nun auf ihrem Schoße breit,

um nicht geringen Nachteile ihres weißen Battistikleides, das keine sehr vorteilhafte Fusion mit der saftigen Frucht eingegangen.

Dem Herrn Pfarrer fiel die glimmende Pfeife aus dem Munde und stürzte rettungslos zu Boden. Die Zierde unserer Sammlung lag nun da in Trümmern. Gebrochen wie der würdige Geistliche, der sprachlos und — sagen wir es nur aufrichtig — verstört vor Furcht und Bangen in seinem Fauteuil lehnte.

Und ich? —

Nun . . . ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als auf einen Sessel zu springen, um den rebellischen Totenkopf zu packen und . . . Ein harmloses Mäuschenpaar war es, das ich darin entdeckte, und das seine Residenz in dieser unheimlichen Behausung aufgeschlagen.

Das liebende Paar, das sich mit Geringerem als „einem Herzen und einer Hütte“ begnügte, entfloh bei der Berührung des Schädels, welcher bei den heftigen Bewegungen seiner fliehenden Insassen das vorige, erschreckende Spiel wiederholte und mithin auch erklärte.

Man möge aber ja nicht glauben, daß es ein ganz besonderer Heldennut gewesen, der mich zur Entdeckung der natürlichen Ursache dieses Abenteuers veranlaßte.

Bewahre!

Es war die Furcht vor der Furcht, die mich so handeln ließ; denn sonst wäre ich sie mein ganzes Leben lang nicht losgeworden, die alberne Angst vor dem grinsenden Totenkopf.



IX.

Die Königsgruft der exilierten
Bourbonen.



Ein halbes Stündchen von der Stadt Görz. Auf einem anmutigen, von üppigen Weingeländen und allerlei Fruchtbäumen wechselvoll umfränzten Hügel, thront in majestätischer Lage und Ausdehnung das Kloster und die Kirche Della Castagnavizza, in deren Katakomben die Grabstätte der exilierten Bourbonen sich befindet.

Sowohl die Kirche als das Kloster wurden in anfänglich viel bescheidener Gestalt, um das Jahr 1623 zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria von dem Grafen Mattia della Torre auf seinem Grund und Boden errichtet. Und zwar, durch eigene Mittel.

Der bis zum heutigen Tage im Volke herrschenden Tradition gemäß erzählt man sich eine rührende Legende über die Motive, die den frommen Grafen bestimmten, das Gotteshaus inmitten eines herrlichen, paradiesischen Kastanienwaldes zu erbauen, der vorzeitlich den ganzen Hügel bedeckte. Es sind jetzt noch auf dem ziemlich ausgedehnten Bergplateau mehrfache stolze Überreste der prächtigen Bäume zu bewundern, von denen die Benennung Castagnavizza her stammt.

Zu Zeiten des Grafen Mattia della Torre mag der dichtbewaldete Hügel, den selbst heutigen Tages ein ganz eigentümlicher, poetischer Zauber umwebt, das reine Idyll gewesen sein. Dessen wohlthätige, abgeschiedene Ruhe genoß denn auch der hohe Herr mit großer Vorliebe. Hauptsächlich, um sich von dem lärmenden Treiben seines am Fuße des Berges gelegenen Schlosses während der Ausübung seiner täglichen Gebete nicht stören zu lassen.

Mächtig und unwiderstehlich zog es ihn immer wieder zu dem schlichten Madonnenbilde hin, das auf dem Stamme einer breitästigen Kastanie, von unbekannter Hand gemalt, prangte. Da kniete der fromme Graf gar oft und viel, um unter Gottes freiem Himmel, umrauscht von dem herrlichen grünen Blättermeer ehrwürdiger Säkularbäume und von der balsamischen Luft des südlich-warmen Klimas umfächelt, fern von dem Getriebe der Menschen, seine Andacht auszuüben.

In höchster Begeisterung erhebt er seine Seele zu Gott. In schwärmerischer Inbrunst haftet sein Auge auf dem Bilde der Gnadenspenderin, während Perle um Perle des geweihten Rosenkranzes zwischen den Fingern seiner andächtig gefalteten Hände hinabgleitet. Und als die Lippen des einsamen Beters das „Sancta Maria“ der Litaneien murmeln, antwortete immer wieder eine geheimnisvolle, wie von himmlischen Sphären herniedertönende Stimme: „Ora pro nobis.“

Von heiligen Schauern durchbebt lauscht und lauscht der Graf atemlos und an eine Sinnestäuschung glaubend, den rätselhaften, überirdischen Lauten . . . Doch als

auf sein ängstliches, gleichsam ratlos nach Aufklärung flehendes „Sancta Maria,“ neuerdings das unerklärliche „Ora pro nobis“ erklingt, zweifelt er nicht länger, daß ein Wunder geschehen und daß die göttliche Gnade ihn auserkoren, ein frommes, gottgefälliges Werk zu schaffen. Infolgedessen beschließt er, an Ort und Stelle dem vielverbreiteten Madonnenkultus durch Erbauung einer Kapelle ein ewiges Denkmal spezieller Huldigung zu setzen.

So wurde die Castagnavizza errichtet und nach längerer Zeit, noch von dem Gründer, am 28. Dezember 1649, als freiwillige Gabe den Karmelitermönchen übergeben, welche bis zu des Kaisers Josef Zeiten in ungeschmälertem Besitze der Kirche und des Klosters verharrten. Als aber dazumal diejenigen Klöster der Monarchie, die keine gemeinnützigen Zwecke vertraten, aufgelöst wurden, verfiel auch die Castagnavizza dem kaiserlichen Bannspruche, und deren Bewohner mußten im Jahre 1785 ihren reizenden Aufenthaltsort verlassen.

Nach dem Auszuge der Karmeliter — an ihrer Spitze stand der letzte Prior der Brüderschaft, Pater Felician da San Eleonora — blieb die prächtig gelegene, mit dem besten Trinkwasser versorgte und von den fruchtbarsten Gärten und Felder umgebene Castagnavizza Jahre und Jahre gänzlich verwaist. Erst am 2. Juli 1796 wurde auf vieles Verwenden des Grafen Francesco della Torre — eines Abkömmling des Stifters — die Kirche wieder eröffnet, nachdem zum großen Leidwesen der ganzen Bevölkerung in und um

Görz volle elf Jahre keine Messe in der weit und breit beliebten Wallfahrtskapelle celebriert ward.

In Scharen pilgerte denn auch das Volk herbei, um dem heißersehnten Ereignis beizuwohnen. Tausende beugten an jenem denkwürdigen Tage ihr Knie vor dem hochverehrten, wundertätigen Gnadenbild der Mutter Gottes, das aus einem kostbaren Glaschrein, mild und trostverheißend dem Andächtigen entgegenblickt.

Das Kloster kam aber erst viele Jahre später zu Ehren, als mit Erlaubnis des damaligen Beherrschers der Grafschaft, Kaiser Napoleon I. (1811), die noch jetzt auf der Castagnavizza residierenden Franziskanermönche von dem herrlichen Hügel Besitz ergriffen. Als würdige Nachfolger der Karmeliter zogen sie in die verwahrlosten Gebäude ein, welche in der Zwischenzeit nur ab und zu, theils von emigrierten französischen Priestern bewohnt wurden, theils auch den Verwundeten der verheerenden Napoleonschen Kriege dienten, was alles zusammengenommen durchaus nicht beitrug, den Verfall des Konvents zu verhüten. Große Restaurationen und Auslagen standen den neuen Bewohnern des geweihten Ortes bevor. Lange, lange Zeit verstrich demnach, bis die imposante Klosterfronte und die nicht minder edel gehaltene Fassade der Kirche in stilgerechter Vollendung prangten und sich den bewundernden Blicken des Beschauers darboten.

Und so schön, so majestätisch ist die lustige Lage dieser Mönchsbehausung, daß sie sogar königliche Blicke auf sich zog!

Karl X. von Frankreich. Der infolge der Juli-

Revolution entthronte Monarch, war es, dessen an die pompöse Pracht der Versailler und Tuilerien=Paläste gewohnte Augen in staunendem Entzücken auf dem hochgelegenen Baue weilten.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in dem bescheidenen Görz, welches der König des milden Klimas halber der altehrwürdigen Moldau=Stadt Prag vorgezogen, promenierte er in Begleitung des Herzogs von Blacas, der in Freud und Leid zu seinem königlichen Herrn gehalten, auf der gegen das reizend situierte Salcano führenden Straße; denn dazumal, bevor die Görzer ihren sonnigen Corso besaßen, was dies der Lieblingsspaziergang der Bevölkerung.

Beim Anblick der zu seiner Rechten stolz sich auf-türmenden Castagnavizza beschloß der exilierte Souverän, den sein Wohlgefallen in so hohem Maße erregenden Ort nächstens aufzusuchen. Er äußerte sich auch seinem getreuen Untertan gegenüber höchst enthusiastisch:

„Je veux monter là-haut et vous m’y accompagnerez!“

Doch der arme König sollte nicht mehr lebend hinaufgelangen auf die so sehenswert befundene Stätte. Seinem Auge sollte es nicht gegönnt sein, längs des Weges zur Castagnavizza, und von deren Terrasse und nächster Umgebung aus die malerische Rundschau zu genießen, die jeden entzückt, dessen Blicke wonnetrunken das vielgestaltige Landschaftsbild erschauen. Im Osten schweift das Auge zuerst ob nahe Nebengelände, ob der ewigrünen Olive, altersgraue Kronen und ob mild anschwellende Hügel hinweg, um dann hinabzutauchen in

die weite Ebene und ins unzählige Gewirr fruchtfrogender Saatsfelder und vereinzelter Villen mit ihrem nachtdunklen Tannenpark=Schmuck. Massige Gebäude reihen sich an kompakte Häusermassen, die, in Dörfer und Gehöfte verteilt, bis zur fahlen, in regelmäßigen Bergspitzen auslaufenden Karstkette sich erstrecken, nur von den trägen Gewässern der Wippach unterbrochen.

Im Norden staut den fragenden Blick der hohe Wall des Ternovaner Gebirges, des ringsum einzig beforsteten. Gen Westen gleitet er in eiligem Fluge über die nackten Rücken des Monte Santo und San Valentino hinweg und senkt sich neuerdings talwärts, um die turmhohen, mehr denn hundertjährigen Zypressen Salcanos zu bewundern. Diesem wehmuthsvollen Anblick rasch entfliehend, huscht dann der nimmersatte Blick umso wonnesamer über anmutige Gärten und Villen, über prächtige Parkanlagen und Wiesengründe dahin. Weiter über San Florian und den obst- und weinreichen Coglio flüchtend, erreicht das Auge den kegelförmigen, die Landschaft des Küstenlandes allüberall dominierenden Matajur. Ferner die oftmals schneebedeckten Flitscherberge, die von duftigem Höhenrauch wie von zarten Schleiern umwoben, an dieser Stelle aus der Julischen Alpenkette ganz besonders hervortreten. Und wenn deren Riesenkinde sich auch boshaft den Blicken des Naturenthusiasten entziehen, so entschädigen an sonnenklaren Tagen die aus nebelhafter Ferne leuchtend herüberblitzenden italischen Berge des Cadore tausendfach hierfür.

Am schönsten lacht einem jedoch der Süden entgegen, sobald man die unmittelbar heranrückende Häusermenge

der Stadt mit dem an ihrer Spitze thronenden alten Kastell der Grafen von Görz überseht. Da schweift der Blick über die herrlichen Weinberge von Villanova hinweg, wo der Welschriesling nach deutschem Muster und deutscher Güte gezogen wird. Da kann man weit, weitauf den Lauf des Sponzo verfolgen. Dessen wildromantische, zerklüftete, schon bei Stracig verflachte Ufer ebnen sich mählich gänzlich, um nur noch in gewagten Schlangenwindungen die ultramarinblauen Fluten einzudämmen, die mit der urwüchsigem Wildheit schäumender Gebirgswasser der Adria zustreben, welche am fernsten Punkte des Horizonts, zwar nicht wahrhaft sichtbar, doch gleich einer trügerischen, im tollen Gaukelspiele sich gefallenden Fata Morgana auftaucht.

Dieses herrliche Panorama blieb Karl dem X. verschlossen. Nur als Leiche sollte er den Ort erreichen, nach welchem sein Herz sich gesehnt.

Ein türkischer Cholera-Anfall raffte den letzten legitimen Bourbon, der auf Frankreichs schwankem Throne gesessen, aus der Mitte seiner Getreuen hinweg. Der fern von seinem Vaterlande weilende König, welcher bereits am 2. August 1830 zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs Heinrich von Bordeaux, abdikiert hatte, starb nach zweitägiger Krankheit in seinem 80. Lebensjahre zu Grafenberg, im Schlosse der Grafen Coronini, am 6. November 1836.

Dem Wunsche des Monarchen gemäß, ja, wie anderseits behauptet wird, sogar seiner letztwilligen Verfügung zufolge — der Chronist des Klosters, Vater Chiaro Vascotti, erwähnt dessen jedoch nicht — wurde er auf

der Castagnavizza, in der Familiengruft der Grafen della Torre am 12. November bestattet.

So fügte es sich, daß der Herzog von Blacas d'Aulps zwar seinen königlichen Herrn begleiten konnte; allein nur, indem er todestraurig seinem Sarge folgte. Als auch der Herzog drei Jahre später, am 17. November 1839, in Wien verschied, ward er auf seine ausdrückliche Bitte nach Görz überführt, um die Ruhestätte seines Königs zu teilen, bei dem er noch im Tode, in seltener Anhänglichkeit und Treue, weilen wollte.

Nach einer Reihe von Jahren nahmen die Katakomben der Castagnavizza neuerdings eine königliche Leiche auf, als man den ebenfalls in Görz im Palais Strassoldo am 3. Juni 1844 gestorbenen Herzog Louis Antoine d'Angoulême, ältesten Sohn Karls X., zur Rechten seines erlauchten Vaters beisezte. Auch die am 19. Oktober 1851 in Frohsdorf sanft und still, wie sie gelebt, entschlafene Herzogin von Angoulême, Enkelin der großen Kaiserin Maria Theresia und Tochter des unglücklichen französischen Herrscherpaares, fand in derselben bescheidenen Gruft gastliche Aufnahme. Ebenso die am 1. Februar 1864 in Venedig verschiedene Herzogin von Parma, die jedoch in der Nacht in aller Stille begraben wurde.

Nicht so der letzte des Stammes, der Graf von Chambord, welcher am 3. September 1883 mit allen königlichen Ehren und pomphaftem Gepränge zur ewigen Ruhe geleitet ward. Gefolgt von Tausenden seiner

Getreuen, die vom fernen Frankreich nach Görz geeilt waren, um ihrem Roi die letzte Ehre zu erweisen.

Und wahrlich! Mit seltenen Ehren ward er begraben, dieser Herrscher, der niemals geherrscht und dennoch so viele Herzen beherrscht; denn imposant, ergreifend, ja erhaben war der Zug der Leidtragenden, die in unabsehbarer Menge, barhäuptig, Lilien schwenkend, Kränze tragend und Fahnen schwingend, in ernstem Schweigen einher schritten.

Und seit jenem allen Augenzeugen gewiß unvergeßlichen Tage ruht auch Heinrich V. inmitten seiner im Exil verstorbenen Familie.

Stumm und starr im Banne des Todes konnte ihm keiner seiner Lieben ein trautes Willkommen entgegenrufen. Doch er, der Letztangelangte, schüttete über all' die düsteren Särge einen freundlichen Blumengruß. So unzählig waren die Kränze, die man dem verehrten Toten gespendet, daß selbe nicht nur seinen, sondern auch die anderen vier Särge von allen Seiten umgaben, so daß diese unter der verschwenderischen Fülle frischer und künstlicher Blumen förmlich verschwanden.

Als die prunkvollste Gabe konnte man der Royalisten pompöse, mit dem königlichen Hermelin und Purpur ausgestattete Perlenguirlande bezeichnen. Sie prangte nebst der Königskrone, dem florumhüllten Lilienbanner und der in Gold gestickten, mit echten Edelsteinen geschmückten Standarte Montjoie de Saint Denys, auf dem schwarzsammetnen, lilien durchwirkten Sarg Monseigneurs.

Und dieser Sarg steht auf Frankreichs Erde,

welche die Treuesten der Treuen in Säcken wohlverwahrt aus dem alten Gallien herübertransportierten, um dem letzten Bourbonen-Könige diese rührende, pietätvolle Huldigung darzubringen.

Nicht minder erbauend wirkte der Anblick der kostbaren Krone, welche die Royalisten der Côte d'or zu des Sarges Füßen niederlegten und mit der folgenden lateinischen Inschrift versehen:

Henrico V. Regi quam
non portasti nec amisisti
sed servasti Regiam
coronam tuo nobis liceat
imponere sepulcro

III. Septembris MDCCCLXXXIII.

Als die fürstlichen Persönlichkeiten und die letzten französischen Gäste Görz verlassen hatten, das in jenen denkwürdigen Septembertagen weit eher einer Großstadt als einem friedlichen Kurorte glich, wurden auf der Castagnavizza sofort die nötigen Arbeiten in Angriff genommen, um die bescheidene, ja primitive Gruft würdiger zu gestalten. Und nicht nur auf die Krypta allein, wo anlässlich der Beisetzung des Grafen von Chambord auch die übrigen Särge bis auf den des Herzogs von Blacas aus den Seitengängen übertragen wurden, sondern selbst auf das Innere der Kirche und deren Fassade erstreckten sich die großartigen Restaurationen, welche sich auf Kosten der Gräfin von Chambord vollzogen.

Der Munizipalgenz der hohen Frau ist es zu verdanken, daß die bereits vom Verfall bedrohte Kirche

nun prächtig hergerichtet ist. Blank poliert erglänzen die Säulen und Steinplatten. Der Hochaltar erstrahlt im magischen Schein des Oberlichtes, das durch eine wohlangebrachte, kleine Kuppel hereindringt und ringsum freundliche Helle verbreitet. Stuckaturen und Goldverzierungen schmücken die Wände und umrahmen die vom Maler Leone Nigo ausgeführten Fresken, die leider etwas grell getönt, aber sonst von guter Komposition sind und durchweg in verschiedenen Allegorien das Leben der heiligen Jungfrau Maria darstellen.

Die Arbeiten auf der Castagnavizza schritten rüstig fort. In Bälde war der letzte Stein eingefügt, der letzte Pinselstrich und der letzte Hammerschlag vollbracht.

Allein die Edle, die all' die fleißigen Hände in Bewegung gebracht, nach deren Befehl unter der Oberaufsicht des Vaters Guardian, Eugenius Heglar, Monde und Monde hindurch geschaffen, gezimmert und geordnet wurde, konnte das Werk, das ihre Pietät schuf, nicht vollendet sehen, da sie bereits am 25. März 1886 mit ihrem innigst geliebten Gatten durch den Tod vereinigt ward.

Zum zweitenmal in kurzer Frist entfaltete sich in den schwarzdrapierten Straßen der Stadt Görz das erhabene Schauspiel eines fürstlichen Leichenzuges.

Samstag den 3. April, in den Morgenstunden eines herrlichen Frühjahrestages, wurde die Gräfin Maria Theresie von Chambord, Erzherzogin von Österreich-Este, in der Königsgruft der Castagnavizza unter Assistentz des Erzbischofs und des gesamten Klerus feierlichst bestattet.

Auch bei dieser Gelegenheit war die legitimistische Partei Frankreichs, wenn auch nicht so zahlreich, doch immerhin vertreten: durch mehrere Deputationen, durch sinnige Kranzspenden, sowie auch durch hervorragende Mitglieder des hohen Adels. Der Hauptanteil an der Großartigkeit des Kondukts, dem als Repräsentant des Kaisers Franz Josef der jugendliche Erzherzog Franz Ferdinand d'Este bewohnte, fiel aber diesmal der Stadt Görz anheim, welche, von ihrem langjährigen Bürgermeister, Dr. von Maurovich, unterstützt, mit nicht geringem Kostenaufwand und Aufbietung aller Kräfte die in ihren Mauern verstorbene „stille Königin“ würdig zu ehren gewußt.

Nachdem die fürstlichen Persönlichkeiten ihre letzten Gebete an dem Sarge der Dahingeschiedenen verrichtet hatten, blieb die Gruft durch mehrere Tage der Besichtigung des Publikums geöffnet.

Unzählige strömten immer und immer wieder hinauf, bis der Letzte sattfam die düstere Pracht geschaut und nun Totenstille in den kalten Grabesräumen herrscht.

Stolz und vornehm stehen die prächtigen marmornen Sarkophage da — ein Meisterwerk der Görzer Steinmetzgilde — Hoch und hehr das Kreuzifix mit dem wunderbaren Heiland aus larrarischem Marmor und dem aus gleichem kostbaren Stein gemeißelten Silienswappen auf hohem Sockel. Imponierend reihen sich die Perlenkränze an den Wänden des finsternen, durch zwei Gittertore verschlossenen Korridors, der hinausführt in die freundliche, lichtdurchflutete Vorhalle, wo welcke Blumen, kostbare Fahnen, sinnreiche Inschriften

und buntfarbige Kränze in unzähliger Menge ringsum prangen, als rührendes Zeugnis der Pietät einer edlen Nation für das angefallene, nun erloschene Herrscherhaus. —

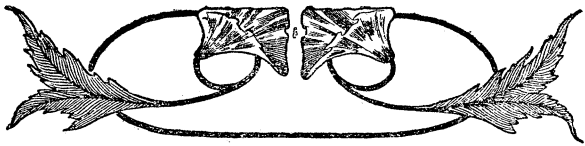
Allein die vielbewunderte Herrlichkeit wird doch nur von den schlichten, kalkgetünchten Kataomben eines armen Mönchsklosters umwölbt! Es ist nicht der grandiose gotische Bau der Abteikirche von Saint Denis, welcher die Grabstätte dieser französischen Königsprösslinge schmückt. Es ist nur eine einfache, wenn auch würdig ausgestattete Wallfahrtskapelle. Dennoch ruhen sie in Frieden! Ja, weit mehr, als in der weltberühmten Königsgruft, Seite an Seite mit den Merovingern, Capetingern und Valois; denn hier wird keine fanatische Horde in wahnwitziger Umwälzung alles Bestehenden, nachdem sie schon die blutgierigen Hände nach der lebenden Majestät ausgestreckt, auch noch die des Todes entweihen. Nur von tiefer Ehrfurcht durchdrungen naht man den königlichen Särgen und jede Lippe murmelt:

„Requiescant in pace!“



X.

Seemanns-Überglaube.



Weiß und stolz wie ein Schwan lag es auf den Wassern, das herrliche Kriegsschiff, das in allen Meeren und Ländern, die sein Bug gekreuzt, als Muster moderner Schiffsbauindustrie bewundert und angestaunt ward.

Von der äußersten Spitze des Großmastes bis hinab zum verhängnisvollen, verderbenbringenden Sporn, den die darüber streichende See gleichsam pietätvoll jedem Auge entzieht, strotzt es allenthalben an Schönheit und Vollkommenheit. Schraubenmaschinen von 700 indizierte Pferdekkräfte und dreifacher Expansion sichern dem stahlumpanzerten Kolosß eine Fahrgeschwindigkeit von zwanzig Seemeilen per Stunde. Die mörderische Geschützausrüstung, deren Aktion nicht allein die „Friedensfreunde“ befürchten, besteht aus zwanzig bestens tormentierten Schnellfeuer-Kanonen der Pilsenschen Scoda-Fabriken, deren Berühmtheit mit dem famosen Pilsner Urquell-Bier wetteifert. Maschinengewehre verschiedener Kalibers und zwei verderbenspeiende Torpedolancierrohre vervollständigen den dräuenden Kriegsapparat.

Zur Wahrung der Schreckensherrlichkeiten besitzt das Schiff gewaltige Dampfpumpen, die in einer Stunde an tausend Tonnen Leckwasser zu bezwingen vermögen und ihm einen hohen Grad von Sicherheit gegen die Tücken des Meeres verleihen, vor denen freilich kein noch so verblüffendes modernes System ein Fahrzeug gänzlich zu feien vermag. Daran denkt aber zum Glücke weder die Bemannung, noch der Offiziersstab eines Schiffes; denn ein durch Gefahren jeglicher Art gestählter, leichter Sinn ist dem Seefahrer stets eigen gewesen.

Auch dem stolzen Rammkreuzer mit seinen dräuenden Kanonenschlünden hatte der Sturm jüngst die Takelage zerzaust und sogar den trotzig und sicher am Heck aufgepflanzten Flaggenstock gebrochen; aber sobald die Gefahr vorüber war, focht sie die braven Teerjacksen nicht weiter an.

Vermag sie doch nur eines ins Bockshorn zu jagen und zwar der Aberglaube, dem der Seemann fast ausnahmslos unterliegt!

Heutzutage ist es freilich nicht mehr so böse. Allein die alten Vorurteile spuken noch ganz gewaltig in manch starrsinnigem Kopfe. Um des Unheils herzbeftemmende Prophezeiung zu säen, genügt ein einzig Wort, geschweige denn ein einziger Mensch.

Die Bemannung der „Fis“ hatte auch ihren „Schwarzseher“, der ein Unglück prophezeit, als in der Sturmesnacht urplötzlich, nach glücklich überstandener Gefahr, ein Feuerchein unheimlich aufloderte an Masten und Raaen. Gespenstisch huschten die

zungenförmigen Flämmchen dahin, bald im bläulichen Lichte, bald in rötlichem, blutigem Schein phosphoreszierend. Im Nu stand die ganze Tafelage in Flammen. Dem Tapfersten stockte der Atem beim Anblicke des überwältigenden Phänomens und manch ein Kreuz ward geschlagen hinter dem Rücken der Offiziere, die das Sanct Elms-Feuer wißbegierig und vorurteilsfrei beobachteten.

Trog des bösen Wahrzeichens lag die „Isis“ in der nächsten Woche unverfehrt und geborgen vor Anker in einem herrlichen Hafen des Mittelmeeres. Das Schiff hatte ihn eigens angelaufen, um einen König überseeischer Lande an Bord zu nehmen, welcher die Gastfreundschaft des europäischen Machthabers zu einer Sabotage längs der interessanten Küste in Anspruch genommen.

Dies Ereignis bildete begreiflicherweise den Gesprächsstoff der sämtlichen Schiffsequipage, und vom Kommandanten bis zum bescheidensten Maat hinab, sprachen alle hiervon. Hauptsächlich, weil man nach Tagen vergeblichen Harrens in des südlichen Klimas schwüler Sommerhize noch immer nicht des näheren erfahren. Man wußte nur, daß Seine „erotische Majestät“, wie der fremde Potentat an Bord genannt wurde, mit großem Gefolge kommen würde. Darunter mit seinem „Leibkoch“, der die Kombüse vorher noch einer sorgfältigen Begutachtung unterziehen sollte; doch das Wann blieb rätselhaft wie das Orakel von Delphi. Laut strengst gehaltener Ordre mußte der hohe Gast mit Kanonensalven, „Flaggengala“ und „Kaaensalut“ empfangen werden,

da die fremden Herrscher das ungenierte Inkognito europäischer Souveräne durchaus nicht lieben.

Darüber entstand ein großer Meinungsstreit an Bord. Der Kommandant fand es dem hohen Range und der gewiß nicht auf gleicher Höhe stehenden Bildung des fremden Fürsten entsprechend. Eine Ansicht, die der ganze Stab pflichtschuldigst teilte; nur ein Kadett erlaubte sich etwas spöttisch die Nase zu rümpfen und es „bourgeois“ zu nennen. Er konnte sich etwas herausnehmen, denn er stammte aus altfreiherrlichem Hause und der Kommandant hatte überdies ein „faible“ für seine Tante, die ihm den „Herzensjungen“ warm anempfohlen. Überdies zeichnete sich der Kadett durch große Bildung, angeborene Eleganz, sicheres Auftreten und feinen Geschmack so sehr aus, daß er bei jeder Gelegenheit an „Ehren reich“ hervorstach und sich stets als höchst brauchbares Individuum bewährte.

Dem jungen Freiherrn oblag es denn auch, die prächtig ausgestatteten, mit elektrischer Beleuchtung versehenen Innenräume des Schiffes für den hohen Gast entsprechend zu dekorieren. Er unterzog sich auch der schmeichelhaften Aufgabe geradezu glänzend; doch der Vielbesprochene und Heißeersehnte wollte nimmer eintreffen. Auch nicht, als volle acht Tage hängen Harrens verfloßen waren.

Da beschloß der Kommandant ans Land zu fahren, um sich beim Konsulat Rat zu holen. Er benützte die kühleren Morgenstunden und wollte über Mittag ausbleiben.

Die Offiziere hatten demnach allein gespeist und

saßen beim schwarzen Kaffee höchst gemütlich in ihren bequemen weißen Bordanzügen beisammen, als ein Matrose hereinstürzte und atemlos meldete, daß ein Boot vom Lande absteche mit direktem Kurs auf die „Sis“.

„Wird der Kommandant sein, der früher zurückkehrt.“

„Unmöglich in solch heißer Stunde!“

„Himmel! es wird doch nicht der König sein?“

Klang es wirr durcheinander.

Da stürzte auch schon der Wachoffizier in eigenster Person herunter und meldete, daß eine Dampfbarkasse voll Menschen heransteuere, daß die Flagge, die der „erotischen Majestät“ sei und daß man den in nationaler Gala gekleideten, ordengeschmückten König durch das Fernrohr bereits deutlich unterscheide.

„Himmel! Herrgott! Bombenelement!“

Alles stob auseinander, um sich rasch en parade zu werfen. Der rangälteste Fregatten-Kapitän übernahm den Oberbefehl für den zum Unglück abwesenden Kommandanten. Er eröffnete seine heikle Mission damit, daß er sich den schwarzen Kaffee auf die weißen Beinkleider schüttete, was hauptsächlich die vorlaute Bemerkung des Kadetten verursacht, der den vorgeschriebenen Empfang unter den obwaltenden Umständen durchaus nicht à place fand, da ja der König in Zivilkleidung eintreffen sollte.

Würgen hätte der heißblütige Dalmatiner das Bürschchen mögen, als er zornentbraunt ausrief: „Solch ein König folgt seinen Launen und keiner diplomatischen Verfügung!“

Um so herrischer lauteten seine Befehle zum würdigen Empfang der „exotischen Majestät“: Kanonensalven, Flaggengala, Raaensalut. Alles sollte strift innegehalten werden.

Born und Aufregung zitterten so gewaltig in dem Interims-Kommandanten nach, daß er sich kaum anzukleiden vermochte. Sein Bursche, ein besonderes Geisteskind, reichte ihm auch noch die zur Schonung der Goldborten auf der verkehrten Seite aufbewahrten Beinkleider, wie sie waren, dar. Auf sein ungeduldiges: „Umkehren! Umkehren!“ dreht sich der Bursche diskret um, in der Meinung, der Herr Fregatten-Kapitän schäme sich wie eine sittige Jungfrau, vor fremden Blicken Toilette zu machen.

Nach glücklicher Überwindung aller Hindernisse stand er in zwiefachem Schweiß gebadet auf Deck . . . Nicht nur die sommerliche Hitze, auch ein beklemmendes Angstgefühl, das der großen Verantwortung seiner Lage entsprang, treibt ihm das perlende Naß immer wieder auf die Stirne. Hauptsächlich aber der Gedanke, was er dem König sagen sollte und wie er wohl mit ihm sprechen werde. Der Biedermann, ein echter Seebär alten Schlages, kannte nämlich die zum Empfang vorgeschriebene Diplomaten-sprache, das fatale Französisch, so wenig, daß er jüngst erst in Marseille bei einer offiziellen Soirée die seitens der Hausfrau ihm gebotene Teetasse mit einem höflichen „Merno“ zurückwies, die italienische Verneinung kühn mit dem französischen amalgamierend, weil er von sämtlichen Teetrinkern ein verbindliches: „Merci“ bei Annahme des für ihn

horriblen Getränkes vernommen. Diese komische Zurechtlegung des italienischen: Ja und Nein („Si e No“) hatte viel Staub aufgewirbelt und fiel nun dem Braven, der sich wohl bei Lissa, der glorreichsten aller Seeschlachten, auszuzeichnen vermocht, aber nimmer auf glattem Parkett, mit Bergeslast aufs wildpochende Herz.

Der Anblick des in tadelloser Haltung und voller Parade auf Deck versammelten Offiziersstabes mit dem fatalen Kadetten in gebührender Rangordnung — der Kerl sprach ein beneidenswertes Französisch — brachte ihn fast noch mehr um die doch so nötige Fassung; denn die Dampfbarasse mit der „exotischen Majestät“ war inzwischen so nahe herangefahren, daß die ersten Kanonensalven bereits ertönten.

Sämtliche Manöver der Empfangsfeierlichkeiten wurden mit rühmenswerter Präzision ausgeführt. Die Flaggen flatterten von allen Masten. Die Matrosen standen wie aus Erz gegossen Kopf an Kopf auf ihren lustigen Posten und ihr lautschallendes „Hurra!“ dröhnte mit den Kanonensalven um die Wette durch die schwüle Sommerluft.

Von der Höhe der in aller Eile mit türkischen Teppichen deforierten Fallreepstreppe, backbord wie sich's jetzt geziemt, blickt der Fregatten-Kapitän an der Spitze der Offiziere sorgenschwer auf die in Rauchwolken gehüllte Barasse, die zu aller Erstaunen den Panzerkoloß umschiffst und — steuerbord anlegt.

„Das auch noch!“ murmelt der rasch hinüberstürzende Fregatten-Kapitän, den die Sonnenstrahlen auf der Steuerbordsseite derartig blenden, daß er kaum zu sehen

vermag, wie eine imponierende Männergestalt bereits auf Deckhöhe auftaucht und endlich auch in geradezu blendender Ordenspracht vor ihm steht.

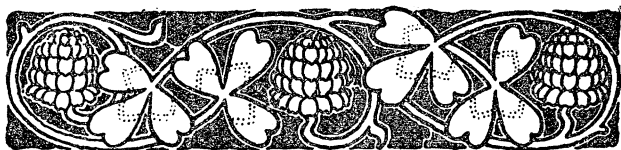
Jegliche Ansprache bleibt dem Erregten in der Kehle stecken . . . Er verneigt sich so tief, daß er mit dem Kopfe an ein anderes Haupt anrennt, das sich ebenso tief verneigt, gerührt über den großartigen Empfang, der dem — Koch zuteil geworden.

Entsetzt taumelt der arggeäffte Interims-Kommandeur zurück. Felsenfest glaubt aber der Armsie heute noch, daß ihm diese Riesenblamage nur das Sanct Elms-Feuer „eingebrocht“.



XI.

Aus der Vogelperspektive.



Ach, die Bergferen haben doch recht: die Welt ist nun einmal ganz anders, wenn man sie aus der Vogelperspektive betrachtet! —

Zwar möchte ich mir des in jeder Beziehung hohen Genusses halber durchaus nicht Arm und Beine brechen. (Letztere wären allenfalls zu riskieren, da sie rheumatisiert sind und stets zur Unzeit höchst impertinent zusammenknicken.) Noch weniger, wie so viele Tollköpfe, meine Haut dabei zu Markte tragen; aber wenn man eine Bergtour *con amore* genießen kann, bin ich stets dabei. So auch im fernen Schlesierlande, wohin uns zur sonnig-schönen Herbstzeit der Ruf werter Freunde gelockt!

Der vom heimatlichen, österreichischen Küstenlande so grundverschiedene Charakter der ganzen Bodenbeschaffenheit fesselte mich ungemein und erweckte mein höchstes Interesse. Es war demnach begreiflich, daß ich mit großem Eifer eine bereits in den ersten Tagen meiner Ankunft vorgeschlagene Bergtour unternahm, weil man ja besser als aus der Vogelperspektive die von sanften Hügelrücken geschwellte und stellenweise von hochauf-

strebenden Bergkuppen starrende Landschaft wohl nicht genießen konnte.

Ich gestehe freimütig, daß ich mich ziemlich unwissend auf den Weg begab, da ich vor meiner etwas überstürzten Abreise die Lücken meiner Bildung in Bezug auf Österreichisch-Schlesien nur durch einige flüchtige Blicke in etliche Lexika ausgefüllt. Aber fintemalen mir „Sachverständige“ genug zur Seite standen, brauchte ich mich von den kleinlichen Sorgen meiner Unwissenheit nicht erdrücken zu lassen.

Wozu hat man denn sein bißchen Dichterphantasie, als um sie bei solch' kritischen Gelegenheiten ins Treffen zu führen? —

Die mußte eben herhalten und half mir auch ganz wunderbar und überdies nicht zum ersten Male über derlei Fatalitäten hinweg; denn was ich über Schlesien nicht wußte, dachte ich mir eben ganz einfach. Einen blauen Dunst von Lindewiese, wo man sich zu Tode hungert, hatte ich ja ohnehin. Auch wußte ich, daß in Freudenthal die herrlichsten Hirschgrandln zu bekommen sind. Desgleichen war mir der berühmte saure Schlesierv Wein bekannt. Frohgemut unternahm ich daher die vielversprechende Bergpartie, zumal dieselbe mit einer entzückenden Wagenfahrt begann. Aber, aber! Gar bald mußte ich einsehen, daß in Schlesien nicht allein der edle Nebensaft sauer ist, sondern gegebenen Falles auch die Vergnügungstouren.

Von der vielgepriesenen und vielbesprochenen Aussicht der Bischofskoppe sah ich nämlich gar nichts!

Man wird annehmen, daß sich der Aufstieg für Damen als zu anstrengend erwiesen . . .

Bewahre!

Ein herrlicher, kaum anderthalbstündiger Weg schlängelt sich durch einen würzigen Fichtenforst dahin. Selbst ein kostbareres Leben als das meine, nach welchem kein Hahn kräht und am allerwenigsten die Literatur, der ich es in naiver Leidenschaft gewidmet, konnte sich auf solchem Waldpfade riskieren.

Nun wird man glauben, daß die erhoffte Fernsicht unter der Ungunst des Wetters zu leiden hatte und daß es ungalante Wolken gewesen, die mir den Genuß verdorben?

Mit nichts!

Es war das schönste Wetter und der Himmel lachte in fast südlich-intensiver Bläue hernieder.

Bleibt wohl nur noch der türkische Höhenrauch und sonstiges Nebelgebilde, unter welchen die Touristen im allgemeinen so sehr zu leiden haben? —

O nein! und tausendmal: nein!

Die atmosphärischen Verhältnisse konnten keine besseren sein . . . Und dennoch, dennoch, sah ich gar nichts . . . rein gar nichts.

Von den Fenstern der nettgezimmernten, geräumigen Schutzhütte aus Fichtenplanen war nur ein öder Kahlschlag zu sehen, zwischen welchem der junge Stoß kümmerlich empor schoß. Auch präsentierte sich das flimmernde Schiefergedäch der nächstliegenden Dörfer, deren nähere und bessere Bekanntschaft ich jedoch bereits bei der Durchfahrt genossen. Ich konnte folglich nicht

begreifen, weshalb man sich eigentlich so hoch zu versteigen brauchte, um auch noch die Dächer der schmuckgetünchten Häuser zu sehen. Sientemalen ich aber ambitioniere, zur gebildeten Menschenspezies zu gehören, ließ ich meine Enttäuschung nicht verlauten und gab mich mit allem zufrieden.

Röstliche Milch ward mir von unserem werten alten Freund vorgesetzt, der seine gewohnte Liebenswürdigkeit gegen mich verdoppelte und sich in allerlei Aufmerksamkeiten erging, da es ihm allein zugefallen, die Honneurs der Partie zu machen. Unsere Gesellschaft hatte sich nämlich im letzten Augenblick zersplittert, weil die Herren die lockende Aussicht einer Rehpürsch der landschaftlichen Aussicht vorgezogen. Es wäre auch Verleumdung, wenn ich sagen würde, daß ich den übrigen Kreis vermißt: es kam mir nur das Ganze nicht recht richtig vor.

Allerlei Touristenvolk tummelte sich um die Hütte herum. Ebenso in deren verschiedenen Lokalen, wo das ausgezeichnete Bier der Hennersdorfer Freiherrlichen Brauerei ausgeschenkt wurde, nebst dem magenstärkenden, weltbekannten „Altwater“ aus Jägerndorf.

Die Menschen sahen alle so fröhlich drein und befanden sich offenbar in höchst gehobener Stimmung. Man sah jedem einzelnen die befriedigte Wanderlust an, was mich angesichts des Kahlischlags ganz rätselhaft bedünkte. Nicht minder, die enthusiastischen Widmungen, die man der Aussicht im vollgeschriebenen Fremdenbuche gezollt. Nun, ich begnügte mich als *acte de presence* meinen Namen hinzuzufügen, was allerdings bei meiner

fatalen großen Schrift immerhin ausgiebig ist. Mehr hätte ich auch mit gutem Gewissen nicht zu schreiben vermocht, trotzdem mir die Lobeshymnen über die herrliche, über die wundervolle, über die „jöttliche“ Aussicht ringsum in den Ohren schwirrten; denn unter den vielen Ausflüglern befanden sich auch preußische Offiziere, welche es nicht verdroffen, die Grenze im Zivil zu überschreiten, um den famosen Rahlschlag zu sehen.

Die Geschichte ward mir schon unheimlich. Eine Art moralischen Katzenjammers beschlich mich . . . Da blitzte in dem Chaos meiner wüsten Gedanken endlich die Erkenntnis auf, daß die Leute hier zu Lande ganz einfach genügsamer seien. Verwöhnt durch die überwältigend-schönen Aussichtspunkte meiner Heimat, hatte ich mir Wunder was erwartet: So war's, so mußte es sein!

Wir trollten uns von dannen. Im Stillen philosophierte ich den ganzen Heimweg über die Genügsamkeit, die doch ganz unstreitbar der Tugenden herrlichste, ja offenbar die Fundgrube jeglicher Zufriedenheit ist.

Wie frisch und frohgemut. Wie lustig und guter Dinge hatten doch all' die Menschen da oben ausgesehen, während ich matt und ärgerlich drein geschaut und des ganzen Aufgebots meiner Höflichkeit bedurfte, um nicht gelangweilt auszusehen.

Aber ich wollte mir die gute Lektion nicht entgehen lassen und mich künftig hübsch an die Genügsamkeit halten. Vor allem in meinem markverzehrenden, literarischen Streben . . . Wenn ich mir genügen ließe,

als bescheidene Dilettantin zu figurieren, könnte ich ja ziemlich zufrieden mit meinen Erfolgen sein. Ebenso wie die guten Leuten mit der bescheidenen Aussicht auf den dürftigen Rahlschlag . . . Von dem Standpunkte der Genügsamkeit kam mir mit einem Male das ganze Leben völlig anders vor: rosig, leicht, erträglich. Ja, ich hatte es sogar in grübelnder Philosophie bis zur Wunschlosigkeit gebracht, als wir in den Schloßhof einfuhren.

Mit meiner neuen Weltweisheit ausgerüstet, von der ich mir in vernunftwissenschaftlicher, gründlicher Erkenntnis der Dinge so unendlich viel versprach, nahm ich nach flüchtiger Toilette (was galt wohl einem Vernunftmenschen der Putz?) meinen Platz an der gastlichen Tafel ein.

Das Gesprächsthema fiel natürlich sofort auf den nachmittägigen Ausflug.

Meiner Genügsamkeits-Theorie gemäß zeigte ich mich befriedigt. Allein diese Befriedigung schien durchaus nicht zu befriedigen!

Man schien von meinem bekannten Naturenthusiasmus mehr erwartet zu haben . . . Man lispelt, man tuschelt, man zischelt rundum, und mit der Behemenz einer Anarchisten-Bombe explodiert jählings eine Lachsalve . . . Aller Blicke richten sich auf meinen als etwas zerstreut geltenden Cicerone. O Himmel! Er hatte vergessen, mir den Aussichtspunkt zu zeigen . . .

In die allgemeine Heiterkeit, die der Armen-Sünder-Miene des Missetäters unbarmherzig spottete, konnte ich aber doch nicht recht einstimmen; denn meine mühsam

zusammengereimte Genügsamkeits-Theorie ward allzu grausam geöff't.

Diese eine Enttäuschung, die das Leben mir gebracht, war aber wenigstens wett zu machen. Ich ließ es mich auch keinesfalls verbrießen, ein zweites Mal, überdies durch ein gediegenes Buch des Hennersdorfer Schullehrers bestens orientiert, die Bischofskoppe zu besteigen. Und bei Gott! Es lohnte die doppelte Mühe.

Von der lustigen Höhe einer drei Stock hohen Aussichtspyramide, welche die Sektion Zuckmantel des mährisch-schlesischen Alpenvereins errichtet, offenbart sich dem Beschauer ein überwältigend-schönes Naturbild voll wechselreichen Zaubers.

Urweit senkt sich rundum der staunende Blick in die Lande. Sogar das entfernt liegende Oppagebiet und Troppau köstetieren an besonders heiteren Tagen herüber. Näher, doch gleichfalls im verschwommenen Äthermeer der Fernen, liegt im Osten die Stadt Hohenploh mit dem Galgenberg und dem Rothkogel. Ob Jägerndorf begrenzt der Burgberg den fernsten Horizont, wie der exponierte Posten einer Schildwachenkette.

Im östlichen Talgrund fällt auch noch nebst den zerstreut verteilten Dörfern und Gehöften das Schloß Maidelberg auf. Es krönt den steilen Berg und dominiert mit seinen vier trohigen Ecktürmen das ganze Ostatal. Gegenwärtig gehört es dem Maltheser-Ritter-Orden, deren Komture sich seit zwei Jahrhunderten aus den vornehmsten Adelsfamilien Österreichs rekrutieren.

Das Sagen- und Märchenetz, das die ganze Gegend vielgestaltig umspinnl, zieht auch Schloß Maidelberg in seinen weitverzweigten Kreis. Es kündigt von vier Burgfräulein, die nicht heiraten gewollt und einsam in ihrem Schlosse hausten. Liebesfische schlesische Ritter versuchten tollkühn den Trog der vier herben Jungfrauen zu beugen, indem sie der zarten Minnewerbung eine Belagerung der Beste folgen ließen. Doch um ihrem Zölibats-Prinzip treu zu bleiben, stürzten sich die vier Schwestern von den schwindelhohen Zinnen der Burg in die schäumenden Gewässer der Ossa hinab, wo sie einen gemeinsamen Tod fanden.

Als Wasserrosen leben sie nun in der Tiefe des Flusses weiter . . . Wenn man um Mitternacht von der Maidelbergerbrücke in die Ossa schaut, gewahrt man erschauernd die ewigblühenden blutigroten Rosen, um welche vier leuchtende Flämmchen — die Seelen der Verstorbenen — als ruhelose Irrlichter hin- und herhuschen.

Die südliche Fernsicht wird vielfach durch den hohen Ruhberg beeinträchtigt; doch entschädigt des Westens landschaftlicher Reiz genugsam hierfür. Malerisch breitet sich da im Fichten- und Furengrün das schmucke Städtchen Zuckmantel gleichsam als Schemel des Sudeten- gesenkes aus. Wer es heutzutage so lachend und freundlich erblickt, der möchte es nimmer glauben, daß der harmlose Ort im Mittelalter verrufen und gefürchtet war, ob seiner Hexen-Hinrichtungen. Nun floriert in Zuckmantel im Gegensatz zum Feuertod eine Kaltwasser-Anstalt. Und da man jetzt alles mit Wasser „gut macht“,

mag sich wohl auch der vielbesuchte Ort von seiner düsteren Vergangenheit — reinwaschen.

Als Krone der westlichen Fernsicht ragt im Hintergrunde das Urtatergebirge mit seiner gewaltigen breiten Krammbildung empor. Sanft gleitet das Auge über die meist bewaldeten Höhen und Hänge des ganzen Bergstockes hinweg. Und dann hinunter bis Reihwiesen mit dem sagenhaften „Mosebruch“, der seine sumpfigen, grundlosen Gewässer, einer altheidnischen Tradition gemäß, aus der fernen Ostsee speisen soll.

Im Norden gähnt einem die weiteste, wenn auch nicht geradezu die prächtigste Aussicht entgegen.

Schier unabsehbar schweift der Blick über eine großmächtige Ebene und tänzelt über die grasreichen Wiesen und fruchtbaren Felder der vielgepriesenen, preussischen „Kornkammer“ hinweg. Bis Breslau kann man da schauen. Ja, wer seiner Phantasie die Zügel schießen läßt und im Geiste die Luftlinie nimmt, der mag sich sogar einbilden, aus den neidisch-verhüllenden Dunstmassen des fernsten Himmelsaums, als blendendes Trugbild Berlin auftauchen zu sehen. Doch boshaft verhindern würde dies ja immerhin der — Kreuzberg.

Man muß sich demnach mit näher liegenden, preussischen Städten begnügen. Mit Reisse, dem schlesischen Rom. Mit Ziegenhals und Neustadt, dessen Wahrzeichen die hochaufragenden Schlotte der in der Textil-Branche Unübertreffliches leistenden Fränkelschen Damastfabrik bilden.

Zwischen den üppig-grünenden Gefilden schlängelt sich silberblinkend ein weitverzweigtes Weg- und Eisen-

bahnweg, das die zerstreut umherliegenden, unzähligen Dörfer und Städte zweier großer Reiche ebenso friedlich wie die nun herrschende Politik vereint.

Trauter Friede regierte jedoch nicht immer in diesen schönen Gauen . . . Leider wie allenthalben in der weiten, stets hadernden Welt.

Der grimme Kriegsgott hatte hier wiederholt sein blutiges Zepter geschwungen. Ja, selbst zu der Zeit, in der ein mythischer Sagenhort ganz allein die Geschichte der Gegend umwob und weiterspann, scheinen sich die hier lagernden Nomadenvölker bekriegt zu haben; denn die in verschiedenen Totenfeldern der mährischen Enklave unter Knochenasche entdeckten Lanzenspitzen und Beilhammer aus der Steinperiode, beweisen, daß die Ureinwohner des Landes, ob Bojer oder Kelten, ob Markomannen oder Quaden, ihre Heimstätte zu verteidigen wußten.

Die germanischen Bewohner zersplitterten sich in der Epoche der ganz Europa durcheinanderwürfelnden Völkerwanderung, die ihren Zug nach dem Süden nahm und der Ära der slavischen Reiche das Feld eröffnete.

Furchtbare Kriegsgreuel wütete hier Meilen und Meilen in der Runde in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Die über Rußland und Polen einherstürmenden Mongolen waren es, die mit ihrer wildentfesselten Reiterschar, das von den entsetzten Einwohnern verlassene Breslau niederbrannten und bis Mähren sieghaft vordrangen. Die für die tapferen Deutschen und Schlesier zwar verlorene Schlacht von Liegnitz am 9. April 1241, brach aber dennoch die

Kraft der rohen Horde, die in ihrer bestialischen Sieges-
trunkenheit das vom Rumpfe getrennte Haupt des
heldenmütigen Anführers, Herzog Heinrich II., mitten
in den kleinen Nest seines gräßlich zusammengeschmolzenen
Heeres hineinschleuderte.

Der Tote — der Sohn der heiligen Hedwig, die
als Schutzpatronin Schlesiens verehrt wird — hatte
aber trotzdem gesiegt. Gleichfalls die mit ihm grausam
niedergemetzelte Adelsblüte der Ostmark, da der Verlust
der Barbaren ein so großer gewesen, daß sie freiwillig
sich zurückzogen.

Die Schrecken der Hussitenkriege und des dreißig-
jährigen Krieges sowohl, als des speziell für Schlesien
so fatalen Erbfolgekrieges, ließen den Boden ringsum
gleichfalls erbeben. Doch unter der milden Herrschaft
der als Siegerin hervorgegangenen großen Kaiserin
Maria Theresia und der weisen Regierung ihres
Sohnes, Josef II., dem das dankbare Schlesiervolk
zwei Denkmale in den aneinandergrenzenden Ortschaften
Johannesthal und Hennersdorf gesetzt, folgte eine Epoche
ungestörten Friedens, den nicht einmal die Napoleonischen
Kriege zu zerstören vermochten. Auch die im Jahre 1866
aufgeloderte Kriegsfackel streifte nur die Grenzgebiete
Schlesiens und Mährens, indem sie bekanntermaßen
bloß in Böhmen das blutige Kriegsschauspiel beleuchtete.

Wer heutzutage die vermöge der alles glättenden
Zeit neuerdings aufgeblühte und schönstens entfaltete
Gegend betrachtet, die sich aus der Vogelschau am ent-
zückendsten darbietet, der mag an die Kriegsgreuel mit
all ihren fürchterlichen Nachwehen kaum glauben. Nur

die Geschichte kündet noch jene Schreckenstage und einzelne Wahrzeichen, wie die Pestfärge von Pilgersdorf, der Radwansky-Stein von Bagdorf und die verschiedenen Schwedenkreuze. Sonstige Spuren der gräßlichen Vergangenheit finden sich aber weder in dem lachenden Auenkranz, noch in der grünenden Wälderpracht und noch weniger in den reichbevölkerten Ortschaften des einst so blutgetränkten Bodens.

Hennersdorf, das die Schweden unter Torstensohn am Pfingstfeste 1642 zerstört und das im ganzen elfmal unter Feindesangriff zu leiden hatte, grüßt lieblich und friedlich aus dem Tale heraus.

Behäbig und langgestreckt dehnt es sich mit seinen weißgetünchten Häuserkolonnen und hochragendem Kirchturme an beiden Seiten der mehrfach überbrückten Ossa aus. Beherrscht von dem majestätischen, vier Fronten aufweisenden Schlosse, das zwar nur stockhoch gehalten ist; aber dennoch mit seinem hohen, schiefergedeckten Giebeldach und seiner großen, säulengetragenen Terrasse einen gar imponierenden Eindruck hervorruft.

Unter den verschiedenen Besitzern ist der zurzeit des finsternen Glaubensfanatismus arg gefürchtete und zu den grausamsten Herrenrichtern des Fürstentums Reisse gehörende Graf Ludwig von Hodiß zu nennen.

Der jetzige Eigentümer des schönen Hennersdorfer Schlosses zeichnet sich ganz im Gegenteil durch große Humanität aus, zu der seine Gastfreundschaft gewiß nicht in letzter Linie zählt.

Die Bevölkerung verdankt dem Freiherrn unter anderem die Einführung der Weidenkultur, wozu sich

die von dem Saubach, von der Ossa und von dem Höllflüßchen und anderen Bächen reich bewässerte Gegend bestens eignet. Es sollte hierdurch der ärmeren Klasse, die meist vom Hausierhandel und von den spärlichen Erträgnissen des ob der steinigen Bodenbeschaffenheit und rauhen Klimas wenig gedeihlichen Ackerbaues lebt, ein neues Feld rentabler Industrie durch Korbflechterei eröffnet werden. Doch scheiterte leider die edle Absicht an der Indolenz der guten Schlesier, denen die Neuerung nicht recht einleuchtet. Die vom schönsten Wachstum gekrönten Weiden dienen folglich nur als Zierde und vermögen höchstens bei Lenzstürmen und Wolkenbrüchen die mitunter gefährlich anschwellenden Wasser der Gebirgsbäche ein klein wenig einzudämmen.

Schloß Hennemersdorf, dessen nördlicher Trakt eine ungemein weihervolle Kapelle enthält, ist in letzterer Zeit mehrfachen Verschönerungen unterzogen worden. Dies geschah besonders durch den Bau einer herrlichen, mit bunten Domfliesen gepflasterten und mit seltenen Jagdtrophäen geschmückten Glasgalerie, welche sich der ganzen, großartigen Zimmerflucht der Hauptfront entlang erstreckt.

Der Park ist geradezu idealisch-schön: Nadelbäume edelster Sorte, seltene Gewächse, Statuen und lauschiges Buschwerk zieren ihn, nebst den wunderbarsten Teppichpflanzungen, die in wahrhaft künstlerischer Zusammenstellung prangen und mit dem Blumenflor der Glashäuser an Prachtentfaltung wetteifern. Als ganz besondere Augenweide ist nächst dem Schwanenteich ein Efeu-Rasen mit seinem dunkelgrünen Zwerggeranke zu

bezeichnen. Erwähnenswert ist auch die altehrwürdige Linde, deren mehr denn hundertjährige Krone unter dem furchtbaren Brand gelitten, der vor einigen Dezennien Schloß und Dorf eingeäschert.

Die Gutsherrschaft Hennersdorf mit ihrer muster-gültigen Ökonomie und ihren großartigen Gemüse- und Obstgärten, teilt sich in den Schloßhof, den Oberhof und Niederhof, wo eine emsig-schwirrende Sägemühle mit dem lustig-brüllenden Jungvieh um die Wette lärmt. Im Schloßhof hingegen, den der würzige Malzgeruch der großen Brauerei beherrscht, tönet edleres Geläut: Das Wiehern der stolzen Vollbluthengste echten Lipizaner Schlages, welche die Zierde des herrschaftlichen Gestütes bilden.

Auch der Edelschafe, der Grau in Grau schattierten Merinos, darf nicht vergessen werden, da selbe sich keiner geringen Berühmtheit erfreuen. Mitunter ward so ein Stammhalter der Hennersdorfer Merinorasse, ein tadelloser Widder, sogar mit tausend Dukaten bezahlt und bis Australien versendet.

Den großartigen Güterkomplex arrondiert auch noch die Herrschaft Damasko und ein schier unabsehbares Waldgebiet — meist Fichten — das sich über die Höhen und Abhänge der Sudeten-Ausläufer erstreckt und der ganzen Landschaft den Glanz seines immergrünen Rahmens verleiht. Bis ins Herz hinein lacht einem der mächtige Forst ringsumher.

Das war freilich ein anderes Bild, als der arm-selige Kahlschlag, den ich zuerst geschaut! Und jetzt be-

griff ich erst, wie man von weit und breit zur Bischofskoppe wandern konnte.

Auch ich verließ sie diesmal befriedigt; doch andere Bilder, als die der wunschlosen Genügsamkeitstheorie umgaukelten meinen leider hochfliegenden Sinn. . . .



griff ich erst, wie man von weit und breit zur Bischofs-
koppe wandern konnte.

Auch ich verließ sie diesmal befriedigt; doch andere
Bilder, als die der wunschlosen Genügsamkeitstheorie-
umgaufelten meinen leider hochfliegenden Sinn. . . .

